



alpenrosen

Jahresschrift für Frauenkultur 2011



alpenrosen
Jahresschrift für Frauenkultur 2011

Impressum

© **alpenrosen** 2011
alle Rechte bei den Autorinnen

Autonome Provinz Südtirol
Abteilung Deutsche Kultur
Andreas Hofer Straße 18
39100 Bozen

kultur@provinz.bz.it

Konzept, Redaktion und Projektleitung
Susanne Barta

Fotos
Caroline Renzler
Seite 11,12,13, Bettina Galvagni

Umschlagbild außen und innen
Gabriela Oberkofler

Grafisches Konzept und Gestaltung
Gino Alberti

Druck und Herstellung
Tezzele Print by Esperia / Bozen

Diese Publikation erscheint einmal jährlich.
Auflage:6.000

Impossible macht das Unmögliche möglich

Andy Warhol, Robert Mapplethorpe, Chuck Close, Patti Smith, Julian Schnabel. Was war beziehungsweise ist diesen und zahllosen weiteren KünstlerInnen und Fotografinnen gemein? Ihre Leidenschaft für die analoge Sofortbildfotografie und für all die einzigartigen Möglichkeiten einer Polaroidkamera.

Als Polaroid 2008 den Produktionsstopp seiner Sofortbildfilme verkündete, war das für tausende Fotografinnen, KünstlerInnen und Polaroid-LiebhaberInnen gelinde gesagt ein Schock. Das Aussterben eines der wichtigsten und spannendsten fotografischen Medien stand scheinbar unmittelbar bevor, Rettung schien keine in Sicht.

Aus der Schockstarre erwachend, wurden sodann aber die Gründer des Impossible Project aktiv: Florian Kaps, André Bosman und Marwan Saba retteten die letzten Polaroid-Filmproduktionsmaschinen vor der Einäscherung und mieteten die alte Polaroidfabrik in Enschede (NL) an. Gemeinsam mit einem Team ehemaliger Polaroidmitarbeiter machten sie sich schließlich an eine scheinbar unbewältigbare Aufgabe: die Neuerfindung und Produktion eines durch und durch neuen Sofortbildfilms für alte Polaroidkameras.

Impossible machte schließlich nicht nur das Unmögliche möglich, sondern erhält auch Vielfalt, Greifbarkeit und analoge Kreativität sowie Millionen funktionierender Polaroidkameras am Leben. Verfolgen Sie den Fortgang dieses neuen Kapitels Fotografiegeschichte auf www.the-impossible-project.com

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

„Für nichts wird so viel Reklame gemacht wie für Männer. Unentwegt erinnern sie an sich selbst: auf Geldscheinen, Briefmarken, Gedenkmünzen, mit Bronzestatuen und Straßenschildern, in Lexika und Zitatensammlungen“, schreibt die deutsche Sprachwissenschaftlerin Luise Pusch.

Frauen sind im öffentlichen Leben und damit auch in der Kultur noch immer weniger präsent als Männer. Daher ist es wichtig, das Selbstvertrauen von Frauen zu stärken, auf ihre Fähigkeiten, Talente und Begabungen hinzuweisen und ihre Arbeiten öffentlich sichtbar zu machen. Denn Frauen sehen die Welt mit anderen Augen und gerade diese Sichtweise braucht unsere Gesellschaft.

In dieser Ausgabe der **alpenrosen** werden bereits zum vierten Mal Frauen und ihre Lebensentwürfe porträtiert. Es werden Frauen vorgestellt, die ihren eigenen Weg in Kunst und Kultur gefunden haben.

Ich wünsche Ihnen viel Begeisterung beim Lesen

A handwritten signature in black ink, reading 'Sabina Kasslatte Mur'. The script is cursive and elegant.

Sabina Kasslatte Mur
Landesrätin

Editorial

alpenrosen, die Vierte: Eine Frau trägt ihr Dorf als Buggelkraxe durch die Welt. Das Coverfoto der Künstlerin Gabriela Oberkofler steht für mich dabei symbolisch für unsere zeitgenössischen (weiblichen) Lebensentwürfe und unser verändertes Heimatgefühl. Wir sind unterwegs, im Außen wie nach Innen, und nehmen das, was uns wichtig ist, mit. Leichte Sperrholzlatten erweisen sich dabei vermutlich als praktikableres Reisegepäck als schwere Betonmauern. Gabriela Oberkofler jedenfalls macht es vor, auf originelle und eigenwillige Art und Weise. Unterwegs sind auch die anderen alpenrosen-Frauen dieser neuen Ausgabe; in vielfacher Hinsicht. Die in Rumänien aufgewachsene Dramaturgin Ina Tartler zum Beispiel, die das Unterwegs-Sein und Immer-wieder-neu-Anfangen zu ihrer Lebensphilosophie gemacht hat oder die Schriftstellerin Bettina Galvagni, die nach ihrem großen Erstlingserfolg „Melancholia“ seit vielen Jahren nach ihrem ganz eigenen Weg sucht, Anna Wielander-Platzgummer, die auf berührende Weise über ihren Weg zur Kunst und zu sich selbst erzählt oder Anna Quinz und Kunigunde Weissenegger, die mit Enthusiasmus in Eigenregie die neue Kultur-Onlineplattform „franz“ auf die Beine gestellt haben. Alle zehn alpenrosen-Portraits erzählen von Frauen, die unterwegs sind auf ihrem Weg; und was mich beim Lesen der individuellen Geschichten bewegt und zum Nachdenken angeregt hat, sind die unterschiedlichen und vielfältigen Antworten auf doch immer wieder ähnliche Lebensfragen.

Neben den Portraits wieder zwei Texte: Die Wirtschaftsjournalistin Esther Mitterstieler thematisiert in ihrem Beitrag „Das Märchen der gleichen Gesellschaft“ und plädiert dafür, sich vom „fleißige-Bienchen-Syndrom“ zu verabschieden und den Blick auf norwegische Verhältnisse zu richten. Die Schriftstellerin Maria E. Brunner schreibt über Heimat und Fremde und darüber, was mehr wiegt.

Auch heuer haben wir uns für die analoge Fotografie entschieden. Nach der Verwendung der legendären Lomo LCA Kamera letztes Jahr, entstanden die alpenrosen-Portraits 2011 mit einer Polaroid-Kamera. Die Sofortbildtechnik erlebt ja derzeit ein Revival, ein Team engagierter Leute hat es sich zur Aufgabe gemacht, neue Sofortbildfilme für alte Polaroidkameras zu entwickeln. Unsere junge Fotografin Caroline Renzler hat sie ausprobiert. Die Schnappschuss-Ästhetik, das Nicht-Perfekte und Nicht-aufwendig Inszenierte hat uns überzeugt. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine interessante Lektüre der alpenrosen und die ein oder andere Anregung für das eigene Leben. Ina Tartler hat es im Interview so formuliert: „Das Ganze ist einfach Arbeit, hartnäckige Arbeit, auch am eigenen Selbst als Frau. Wenn die eigene Position gut geklärt ist, ist sie automatisch stark und stellt wie von selbst eine Provokation dar für unsere patriarchale Gesellschaft.“

Ihre
Susanne Barta

Inhalt

- 6 Interview Gabriela Oberkofler
- 10 Interview Bettina Galvagni
- 14 Interview Carmen Tartarotti
- 18 Text Das Märchen der gleichen Gesellschaft
Esther Mitterstieler
- 22 Interview Anna Wielander-Platzgummer
- 26 Interview Ina Tartler
- 30 Interview Anna Quinz/Kunigunde Weissenegger
- 34 Text Up in Michigan
Maria E. Brunner
- 38 Interview Renate Kokot
- 42 Interview Laura Tabarelli
- 46 Interview Margareth Dorigatti
- 50 Interview Judith Unterholzner
- 54 Biografien

Gabriela Oberkofler

Ihre künstlerische Handschrift ist eigenwillig und originell. Sie mischt volkskulturelle Elemente mit zeitgenössischen und interpretiert sie neu. Gabriela Oberkofler singt in einem Video mit den Kastelruther Spatzen, spielt Ziehharmonika auf dem Empire State Building, baut Installationen mit Knödeln oder trägt wie bei ihrer neuen Serie „Buggelkraxen“, – das Coverfoto ist aus dieser Serie – ihr Dorf Jenesien auf dem Rücken spazieren. Sie lebt und arbeitet in Stuttgart.

Sie haben eben in Deutschland den mit 30.000 Euro dotierten Columbus Art Foundation Förderpreis für aktuelle Kunst bekommen. (Das Interview wurde im November 2010 geführt) Was bedeutet dieser Preis für Sie?

Dieser Preis ist sehr wichtig für mich; einmal, weil ich als Künstlerin auch außerhalb Stuttgarts wahrgenommen und ausgestellt werde, aber auch, weil der Ausstellungsort in Leipzig, die älteste Baumwollspinnerei Deutschlands, besonders schön ist. Der Traum, von dem ich schon so lange träume, ist nun nicht mehr nur ein Traum.

Wovon haben Sie geträumt?

Dass ich freischaffende Künstlerin bin, dass ich davon auch leben kann und dass ich mich ausschließlich meiner künstlerischen Arbeit widmen kann.

Was haben Sie vorher noch gemacht?

Bis vor kurzem arbeitete ich zwei Tage in der Woche als Kunsttherapeutin im Kindergarten. So sehr ich diese Arbeit mag, fühlte sich doch alles irgendwie verzettelt an. Bis ich wirklich intensiv künstlerisch arbeiten konnte, sind oft Monate vergangen. Jetzt aber habe ich mein eigenes Atelier und da bin ich nun von morgens bis abends. Ich kann mich also endlich den ganzen Tag mit meiner Arbeit beschäftigen. Zeit zu haben spielt für mich eine große Rolle. Wenn ich jetzt in meinem Atelier so vor mich hin arbeite, gibt es dabei immer auch Dinge, die nicht so gut funktionieren oder die ich wieder verwerfe; ich probiere etwas aus, experimentiere. Zeit zu haben zu scheitern, das ist wunderbar. Und oft entsteht ja genau daraus wieder etwas Neues.

Sie kommen aus einer Bauernfamilie in Jenesien, Ihre Familie betreibt dort auch ein Gasthaus. Was hat Sie zum Kunststudium nach Stuttgart gebracht?

Das ist eine lange Geschichte. Schon als Mädchen war es mir zu eng in meinem Dorf. Auch innerhalb meiner Familie musste ich mir früh etwas einfal- len lassen, um gehört und gesehen zu werden. Ich komme aus einer Großfamilie, wir sind sechs Geschwister, fünf Mädchen und ein Bruder; ich bin zwar nicht die Jüngste, aber die Kleinste. Mit 19

habe ich mich dann auf eine Reise begeben, die auch zu einer inneren Reise wurde. Ich war in den USA, in Florenz, habe zwei Jahre Kunstgeschichte in Innsbruck studiert, aber das hat mir nicht gefallen. Dann besuchte ich Kurse an der Volkshochschule wie Porzellanmalerei; das hat mir endlich gefallen. Ich bereitete eine Mappe mit meinen Arbeiten vor, dazu ging ich in einen eigenen Kurs. Der Leiter des Kurses hat nur die Nase gerümpft und meinte, das wird wohl nichts. Ich aber habe innerlich ganz genau gewusst, dass das etwas wird. Und so habe ich mich auf diesen Weg begeben. Zunächst besuchte ich die Fachhochschule für Kunsttherapie in Nürtingen bei Stuttgart. Das war vor allem eine Lebensschule für mich. Ich empfand es als großes Privileg, mich fünf Jahre mit mir selbst beschäftigen zu dürfen. Der soziale Bereich machte mich aber auch nicht wirklich glücklich, mein Drang nach Selbsta Ausdruck war dann doch zu stark. Und deshalb habe ich im letzten Jahr parallel zur Fachhochschule die Kunstakademie in Stuttgart besucht. Nebenbei habe ich gearbeitet und mir mein Studium selbst finanziert.

Herkunft und Tradition spielen eine große Rolle in Ihrer Kunst. Sie mischen volkskulturelle Elemente mit zeitgenössischen, stellen traditionelle Motive in einen zeitgenössischen Kontext. Was interessiert Sie dabei?

Der Umgang mit Volkskultur ist bei mir ein rein intuitiver. Ich bin überzeugt davon, dass mich die Bilder meiner Kindheit sehr geprägt haben; diese starken bäuerlichen Bilder. Wie zum Beispiel das Bild meines Vaters, ein stoischer, introvertierter Mann, mit dunklen Augen und einem tiefem Blick, der die schwarze Jenesier Tracht trägt. Er sitzt in meiner Erinnerung auf einem Haflinger, das Pferd ist mit Blumen geschmückt, er hat eine Geranie am Hut; wir Kinder alle im Dirndl, mein Bruder auch mit einer kleinen Geranie am Hut. Dann die Männer mit ihren blauen Schürzen und den lustigen Sprüchen drauf, die Stickereien, die knalligen Farben, alles das hat sich tief in mir eingepägt. Für mich steckt in dieser Jenesier Volkskultur etwas sehr Kraftvolles: die Berge, die Natur, die Menschen, die Farben, alles geht ineinander über. Aber gleich-



zeitig spüre ich auch etwas Dunkles, Archaisches und Abgründiges. Etwas, das mich tief berührt, aber nicht wirklich fassbar ist. Jedenfalls sind diese Bilder und Erinnerungen ein unendliches künstlerisches Reservoir für mich. Vor kurzem habe ich eine Arbeit über Ameisenhaufen am Salten gemacht. Diese Hochebene war ja früher, als ich noch ein Kind war, ein Paradies, alles voller Blumen, kleine Hügel, nichts war planiert und es gab viele natürliche Ameisenhaufen. Ich erinnere mich auch daran, dass die Saltener Bauern sie einmal alle angezündet haben. Hunderte brennende Ameisenhaufen, das hat mich sehr beeindruckt. Beeindruckt hat mich aber auch das Zerstörungspotenzial dieser Kultur. Soviel Naturverbundenheit bei den Bauern einerseits und andererseits soviel Zerstörung.

Ist diese Auseinandersetzung mit Ihrer Herkunft, Ihren Südtiroler Wurzeln, sowohl inhaltlich als auch ästhetisch, zu Ihrer künstlerischen Sprache geworden?

Ja, zurzeit ist das meine künstlerische Sprache; wobei ich mich nicht für die Zukunft festlegen möchte. Wenn ich alle meine Arbeiten vergleiche, dann betreibe ich natürlich eine ganz klare Beschlagnehmung der Südtiroler Kultur mit all ihren Accessoires wie Dirndl, Akkordeon etc., andererseits

distanziere ich mich aber auch immer mehr davon in den letzten Arbeiten, im Sinne einer kritischen Hinterfragung. Und wenn das so weitergeht, kann sich meine künstlerische Arbeit auch in eine ganz andere Richtung entwickeln. Aber noch sind diese Themen wichtig für mich. Nehmen wir meine Arbeit „Buggelkraxen“ zum Beispiel, wo ich mit der klaren und einfachen Bildsprache eines Dorfs gearbeitet habe: Kirche, Haus, Stall, Gasthaus; die Idee war nun, diese Elemente in Miniatur zu bauen, zusammenzufügen und wie einen Rucksack immer mit mir herumzutragen. Auch das ist schon eine Form der Distanzierung; das Dorf kommt zwar mit, aber im Dorf geht's für mich nicht mehr.

Sie zeichnen, fotografieren, machen Installationen, Objekte, Performances und Videos. Wählen Sie das Medium je nach Thema?

Ich glaube diese Medienvielfalt entspringt vor allem meiner kindlichen Neugier, sie hat aber auch mit meinem Kunststudium zu tun. Wir haben damals alle möglichen Werkstätten besucht und kennen gelernt und ich konnte mich mit unterschiedlichen Techniken vertraut machen. Es hat mir gut gefallen mit vielem zu experimentieren und herumzuspielen. Darüber hinaus ist aber der natürliche Umgang mit verschiedenen Medien auch ein Phänomen unserer Zeit.

Sie singen zum Beispiel in einem Video mit den Kastelruther Spatzen, ließen für die Serie „Wir haben geheiratet“ eine Hochzeitstorte mit mehreren Bräutigamen anfertigen, spielten mit einem Pfarrer Versteckelus, trugen und zeichnen sich im Dirndl, spielen Ziehharmonika auf dem Empire State Building. Ihre Kunst hat etwas sehr Frisches, Fröhliches, Spielerisches...

Ich bin manchmal noch wie ein Kind. Das hört sich vielleicht wenig ernsthaft an. Aber wenn man Kinder beim Spielen beobachtet, sind sie meist sehr ernst und ganz bei der Sache. Ich habe einfach eine verspielte Art mit Dingen umzugehen. Als ich zum Beispiel vor einiger Zeit länger in Frankreich war, habe ich einer Ameise einen halben Tag lang nur zugeschaut, oder ich sammle Blumen, tote Tiere. Das Spannungsfeld zwischen Leben und Tod beschäftigt mich sehr. Dabei hat diese Seite in mir auch einen anderen Aspekt; neben der inneren Freude kenne ich auch Traurigkeit, Melancholie. Meistens sind diese zwei Seiten gleichzeitig da.

Ist die Unterteilung in Volkskultur und Hochkultur ein Thema für Sie?

Für mich spielt das keine Rolle. Aber für viele andere schon. Die Arbeit mit den Kastelruther Spatzen hat viele Diskussionen ausgelöst; einigen war das nicht intellektuell genug; und sich in die Nähe kommerzialisierter Volksmusik zu begeben, gehört sich ja gar nicht im Kunstbetrieb. Mir war das aber egal in diesem Moment. Ich war richtig gerührt, als ich in Deutschland Norbert Rier kennen lernte und bei einem Konzert der Spatzen dabei war. Dabei kann ich auch über mich selber lachen.

Der bekannte Künstler Rainer Ganahl schreibt über Sie: „Südtiroler Bauernwitz trifft hier auf postmoderne konzeptuelle Strategien, ohne künstlerische Verantwortlichkeit abzuschütteln. Oberkoflers Spiel mit den hochalpinen Wurzeln muss ständig zwischen touristischem Kitsch, Volkskunst, outsider art, regionalem Marketing, persönlichen und kollektiven Erinnerungen und existentiellen Traumata verhandeln, was immer wieder aufs Neue spannend ist.“ Treffen Sie mit Ihrer Kunst einen Zeitgeist? Vom Edelweiß bis zum karierten Tischtuch ist die Alpenästhetik ja sehr „in“, meist mit einem ironischen Augenzwinkern...

Ich glaube eher, dass das was ich mache, abseits des Kunst-Mainstream liegt. Vielleicht treffe ich auch einen bestimmten Zeitgeist, aber nicht innerhalb der Kunstszene. Deshalb hat mich dieser Preis sehr überrascht. Der Trend geht eher in Richtung konzeptuelle, politische Kunst; am besten, man macht ein urbanes Projekt zum Thema Migration und bereitet es soziologisch auf. Die Aussagen von Rainer Ganahl treffen sicher weitgehend zu, wobei einige meiner Arbeiten auch politische Aspekte aufweisen, nur sind sie nicht immer so offensichtlich. Viele Leute freuen sich zwar über das, was ich mache, sind meine Fans, aber ich muss meine Haltung, meine Position sehr oft verteidigen. Das macht es aber auch interessant. Eine klare Position ist eben immer auch anfechtbar.

Woran arbeiten Sie derzeit?

Wieder an einem Ameisenhaufen. Vorher habe ich Ameisenhaufen auf kleine Formate gezeichnet, jetzt mache ich richtig große Zeichnungen. Dann entwickle ich im Rahmen der Ausstellung „Eating the universe“, das ist eine Schau, die sich um Essen in der Kunst dreht, eine Knödelinstallation und erzähle dabei die Geschichte des Knödels auf meine eigene Art und Weise. Ganz neu für mich ist derzeit die Auseinandersetzung mit dem Material Pech; das interessiert mich zurzeit sehr. Ich möchte selber Pech herstellen und damit arbeiten.



Sie sind auch aktiv in der Künstlergruppe „local to local“, die Sie mitbegründet haben. Was machen Sie dort?

Wir sind fünf Leute, haben zusammen studiert in Stuttgart und dort ein tolles Projekt gemacht. So haben wir uns gefunden. Wir kommen alle aus verschiedenen Ländern: Korea, Türkei, Italien, Litauen und Deutschland. Unsere Idee war, jedes Land zu bereisen und in einem von Institutionen unabhängigen Kontext, eine Ausstellung vor Ort zu realisieren. Das erste Projekt in Korea fand zum Beispiel in einem verlassenen Schweinestall statt; das zweite erarbeiteten wir im Rahmen der Parallelevents zur Manifesta 7 in Flaas auf dem alten Hof meines Vaters. Letztes Jahr waren wir in der Türkei und vor kurzem in Litauen in einer verlassenen Atomreaktorenstation. Das war eine fast unheimliche Erfahrung. Wie es mit der Gruppe weitergeht, weiß ich noch nicht, vielleicht belassen wir es einfach bei fünf Projekten.

Was mich noch interessiert: Wie lebt es sich derzeit in Stuttgart?

Wunderbar, denn die Atmosphäre der Stadt hat sich wirklich verändert, die ganze Stadt lebt auf. Leute gehen demonstrieren, die das sonst nie machen würden. Ich gehöre auch zu den Gegnern des Projekts „Stuttgart 21“; es ist jedenfalls sehr spannend mit drin zu sein.

Welche Rolle spielt Südtirol heute für Sie?

Südtirol wird für mich immer eine große Rolle spielen. Es ist mein Zuhause. Ich spüre hier eine Verbundenheit und Verwurzelung, die ich aber auch gerne wieder mitnehme. Also: Heimkommen und wieder gehen.

Interview: Susanne Barta



Bettina Galvagni

Bettina Galvagni wurde als junge Schriftstellerin mit ihrem Roman „Melancholia“ 1997 im deutschsprachigen Raum bekannt. Der frühe Ruhm trug ihr den Ruf eines literarischen Wunderkinds ein. Die zweite Veröffentlichung, „Persona“, konfrontierte sie mit den Härten des Literaturbetriebs. Bettina Galvagni setzt sich mit Literatur in vielen Sprachen auseinander. Neben Medizin studierte sie Französisch, Amerikanistik und Hebraistik. Sie lebt seit einigen Jahren in Paris und schreibt an einer Arbeit über die jüdische Geigerin Alma Rosé. Das Interview mit Bettina Galvagni wurde via E-Mail geführt.

Was lesen Sie gerade?

Im Moment Robert Wistrichs Antisemitismus-Studie „A Lethal Obsession“, Philip Roths „Nemesis“ und Paul Austers „Invisible“. Die drei Titel zusammen – ich spreche nur von den Titeln – könnten eine Metapher für mein Leben sein! Besonders „Invisible“. Manchmal bin ich zu sehr „invisible“, manchmal möchte ich noch mehr „invisible“ sein! Allerdings wäre ich froh, wenn nicht „Nemesis“, sondern „Exit Ghost“ Teil der Metapher wäre... Im Übrigen möchte ich mir endlich auch Elfriede Jelineks Internetroman „Neid“ ansehen – ich vermisse die österreichische Literatur, das Wiener Theater, das Wiener Deutsch.

Der Antisemitismus und seine Opfer spielen in Ihrem Denken und Schreiben eine wichtige Rolle. Ihre letzte Veröffentlichung war das Erzählgedicht „Totes Meer“ über die Geigerin Alma Rosé...

Ich erinnere mich an den kalten, verregneten Novembertag in Österreich – am liebsten möchte ich sagen: ich erinnere mich an den ‚österreichischen Novembertag‘ –, als Siegfried Höllrigl mich einlud, Gedichte für einen seiner Themenzyklen zu schreiben. Ein Thema war Musik, ein anderes Tiere. Eigentlich schreibe ich keine Gedichte, aber ich dachte sofort: für Tiere würde ich alles tun, sogar Gedichte schreiben. Ich war gerade dabei, über Alma Rosé zu recherchieren, die Nichte von Gustav Mahler und Dirigentin des Orchesters der Frauen von Auschwitz-Birkenau... Da wachte ich einmal, im tiefen österreichischen Winter – es schneite –, mit einem Satz im Kopf auf: Ich habe einen kleinen Ausflug gemacht, mit Alma, ans Tote Meer. Also hatte ich den Titel, „Totes Meer“, und den Ort, an dem die Handlung spielen würde – ich kann nur erzählen, ich bin keine Dichterin.

Haben Sie jemals den Wunsch verspürt, ein Theaterstück zu schreiben?

Vor Jahren schrieb ich ein kurzes Stück, in dem ich Alma Rosé – sie verfolgt mich wirklich wie ein Dybbuk – mit der Lagerkommandantin Maria Mandel konfrontiere. Die Beziehung zwischen Opfer und Täter hat mich immer interessiert. Im Stück wollte ich, dass Alma Rosé dadurch, dass sie Alma Rosé

und nur Alma Rosé ist, zeigt, wer Maria Mandel ist, und umgekehrt. Einige Zeit später schrieb ich ein – noch unfertiges – Stück über Hysterie, über eine hysterische Patientin und ihren Psychiater. Bestimmte Szenen in Arthur Millers „Broken Glass“ hatten mich dazu inspiriert. Neufassungen und Neuinterpretationen von klassischen Stücken interessieren mich auch. Am liebsten aber schreibe ich Drehbücher. Ein alter amerikanischer Schriftsteller und Drehbuchautor meinte vor kurzem: „What words are to a novel, images are to a movie.“ Wenn ich schreibe, schreibe ich immer ein Bild.

Barbara Frischmuth hat einmal gesagt: „Schreiben ist Nervensache, man muss oft lange durchhalten, bis einem wieder etwas einfällt“. Sind das Durchhalten müssen, die Schreibpausen belastend?

Ja, sie sind belastend. Aber ich vergesse oft auch zu schreiben...

Brauchen Sie, um schreiben zu können, Menschen, die an Sie glauben?

Nein, ich brauche Menschen, an die ich denken kann. Für die ich schreibe, für die ich schreiben kann – sie müssen es dann aber nicht lesen – für die ich mich anstrengen möchte. Und ich brauche Leute, die mich inspirieren, sie zu beschreiben! Ich brauche Leute, mit denen ich sprechen kann... nicht über Schreiben...

Sie fanden als junge Schriftstellerin, vor allem mit dem ersten Roman, mit „Melancholia“, große Beachtung, wurden mit Preisen ausgezeichnet. Waren die Verrisse nach dem zweiten Roman ein Schock?

Nein. Der Kampf zu schreiben ist ein persönlicher Kampf. Und ich bin leider selbst meine schärfste Kritikerin. Ich schrieb an die dreißig Versionen von „Persona“ – ich löschte das Buch nach und nach aus. Es war eine Transitionsübung – ein Versuch, als Schriftstellerin erwachsen zu werden. Der Versuch misslang. „Persona“ ist ein Kind in den Kleidern einer Frau – ein Kind, das sich in eine Puppe statt in eine Frau verwandelt.



Lässt die mediale Resonanz nach, zählt man rasch zu den „Vergessenen“. Fühlen Sie sich vergessen?

Das ist mir egal. Aber ich bin auf Auftragsarbeiten angewiesen...

Was würden Sie anders machen, könnten Sie mit dem Schreiben noch einmal anfangen?

Alles natürlich! Vor allem würde ich nicht alles gleich veröffentlichen. Damals brauchte ich die Veröffentlichungen, um weiterschreiben zu können. Ich brauchte sie für mein Selbstbewusstsein. Ich träumte von einem Buch bei Suhrkamp! Ich dachte, Bücher seien Briefe mit mysteriösen Botschaften. Im Moment interessieren mich Veröffentlichungen überhaupt nicht...

Ich frage mich, was gewesen wäre, wenn ich vor meinem ersten Buch Clarice Lispector gelesen hätte. Entweder hätte ich besser geschrieben, oder ich hätte überhaupt nicht mehr geschrieben. Sie zu lesen war das phantastischste, intensivste Abenteuer in meinem Leben und gleichzeitig das folgenreichste. Sie schrieb genau das, was ich schreiben wollte und nicht schreiben konnte, sie war, was ich nicht sein konnte. Warum aber war das so wichtig, ich meine, so wichtig? Als vor zwei Jahren Benjamin Mosers Biographie über sie er-

schien, war ich sprachlos, stumm... Wie konnte jemand über Clarice Lispector schreiben, ohne von ihrem Mysterium verschlungen zu werden? Ich war... überwältigt! Das kleine hysterische Mädchen vor seinem Idol... und hier hatte jemand ein Buch über sie geschrieben und diesem Buch den allerbesten, allerrabbinischen Titel „Why this World“ gegeben.

In Wikipedia werden Sie als Schriftstellerin und Ärztin angeführt...

Ich wünschte, ich hätte diese Schnitzler-Idee realisieren können, oder wenigstens einen Teil davon. Im Moment bin ich schließlich weder Schriftstellerin noch Ärztin. Dass in Wikipedia steht, ich sei Ärztin, hat mit Sicherheit mit jenem ZEIT-Artikel zu tun, in dem die Autorin mich als Ärztin bezeichnete, nur weil ich Medizin studiert hatte.

Krankheit spielt in Ihren Romanen eine wichtige Rolle. Ebenso Ärzte, Therapeuten... Entsteht Literatur aus Krankheit, Leiden, Mangel?

Nein, nein! Man hat höchstens in der Jugend eine romantische, eine Zauberberg-Idee von Krankheit! Hysterie muss immer überwunden werden, dazu hat Freud schließlich die Psychoanalyse erfunden. Literatur entsteht aus der Ironisierung von Drama

und der Sublimation von Liebe. Literatur entsteht aus „weiterleben“ (Ruth Klüger) und soll dazu inspirieren, weiterzuleben.

Sie leben in Paris. Ihren Anrufbeantworter besprechen Sie englisch und französisch. Warum englisch?

Ich lebe in Paris in einer ziemlich anglophonen Umgebung. Mein Freund ist aus New York. Unsere Bekannten sind vor allem aus New York und Russland. Sonntags essen wir in Chinatown. Manchmal spreche ich tagelang kein Französisch. Ich lese auch die meisten Bücher auf englisch. Englisch ist die Sprache der Exilanten, die früher deutsch gesprochen haben. Als ich Kitty aus New York zum ersten Mal traf, die aus einer Wiener Exilantenfamilie stammt, fühlte ich mich im Pariser Bus beinahe mehr in Wien als in Wien selbst. Ich musste lachen, wenn sie „Na geh, sei doch nicht so blöd!“ zu mir sagte.

Wissen Ihre Freunde und Bekannten in Paris von Ihrer schriftstellerischen Tätigkeit?

Nicht wirklich. Ich habe seit 2002 kein eigenes Buch mehr veröffentlicht. Damals war ich noch nicht in Paris. Wir kennen hier viele Leute, die schreiben, die Bücher veröffentlichen. Wir sehen sie ständig, im „Select“, im „Dôme“, in der Buchhandlung „Tschann“, alle die Intellektuellen und Psychoanalytiker, alle schrecklich intelligent. Vor einiger Zeit, an einem der letzten Pariser Sommerabende, im „Rosebud“, unterhielt ich mich mit einem jungen Schriftsteller mit Wiener Wurzeln über die Literatur Kakaniens, über Hermann Broch, den ich liebe, Musil, den er liebt, ich wurde nostalgisch – wie weit weg das alles war! Draußen stand

Emmanuel Moses... Ich hatte den Eindruck, jeder werde schreiben in jener Pariser Sommernacht. Mein Freund sagt, er hasse Literatur, und überhaupt sei neunzig Prozent davon „shit“, usw. Dabei schrieb er selbst einige Texte über die Sommer seiner Kindheit in Southampton, den Großvater, der Schneider war, das koschere Hühnchen seiner Großmutter und die ganze Familie unter grünen Sonnenschirmen am Strand... Ich kann nicht aufhören, an das Paris der Exilanten zu denken, an die Protagonisten aus Klaus Manns „Der Vulkan“, an den sterbenden Joseph Roth. Mein Gott, wie viele Schriftsteller haben die Pariser Cafés bereits gesehen. Als ich im Sommer in Marseille war, am Hafen, dachte ich an Walter Benjamin, an die, die es geschafft haben, an die, die es nicht geschafft haben.

In Ihrer Literatur beschäftigen Sie sich intensiv mit der menschlichen Seele, mit deren Nöten, Eichendorff hat einmal geschrieben – etwas banalisierend wiedergegeben – dass jeder Mensch ein Leben lang der Grundmelodie seiner Seele nachlaufe, die er nicht singen kann...

Das erinnert mich an Grillparzers „Der arme Spielmann“. Mein Vater schenkte mir als Kind eine Reihe klassischer und romantischer Novellen, in himbeerfarbenes Geschenkpapier mit kleinen silbernen Sternen eingepackt. Er brachte sie mir abends ans Bett. Die meisten der Novellen brachten mich zum Weinen. Ich stand immer auf der Seite derer, die das Schicksal geschlagen hatte.

Einer Melodie nachlaufen ist aber auch eine tröstende Idee... erinnert mich wieder an meinen Vater, der mir auf unseren Spaziergängen immer beizubringen versuchte, dass es sich nicht auszahle, was auch immer nachzulaufen. Ich lief immer etwas nach. Ich lief immer dem nach, was ich nicht bin. Im Moment schreibe ich über die Dinge, denen alte Männer nachlaufen oder nicht nachlaufen. Manche alte Männer beeindruckten mich.

Erfahren Sie das Schreiben als etwas Freies oder eher als Zwang, als „Schreibwahn“, wie es Marguerite Duras genannt hat?

Während der Korrekturen an meinem ersten Roman, „Melancholia“, hatte ich nachts im Bett Er-



stickungsanfalle. Die passenden Formulierungen waren mir wichtiger als mein Leben, das sich natürlich rachte. Schreiben war eine endlose psychoanalytische Séance, hypnotisierend, anstrengend. Einen Teil meines zweiten Romans schrieb ich in Israel. In Jerusalem steckte ich einen Zettel in die Klagemauer, auf dem ich Gott bat, mich das Buch fertig schreiben zu lassen. Ich identifizierte mich mit dem Buch. Heute erkenne ich, dass das hysterische Akte waren. Heute betrachte ich Schreiben als Arbeit, wie Pflanzen züchten... Ich benutze die Sprache wie ein Telefon, und ich versuche, Ordnung in die Sätze zu bringen, so wie man Ordnung in seine Wohnung bringt, die Bücher, die Fotos, das Makeup...

Gibt es für Sie so etwas wie einen Traumberuf und wenn, was wäre dieser Beruf?

Psychiater, Psychoanalytiker, Orchestermusiker... Dabei unterhielt ich mich gerade – an einem kalten, verregneten Pariser Novembertag – mit einer meiner russisch-jüdischen Bekannten, einer ubersetzerin und Violoncellistin. Sie brach nahezu in Tränen aus, als sie mich fragte, ob ich nicht wisse, wie sehr ein Orchester einen Musiker zerstören könne! Natürlich! Aber dann sprachen wir über phantastische Lehrer, Dirigenten, die nicht nur Musik, sondern Leben lehren – so, wie Alma Rosé nicht nur Musik, sondern Überleben lehrte. Die Musik ist das Leben, das Leben ist die Musik... In diesem Pariser Sommer sah ich dreimal Woody Allen bei den Dreharbeiten zu „Midnight in Paris“, und es war dasselbe – der Film ist das Leben, das Leben ist der Film... Ich wäre im übrigen immer gern casting agent gewesen! Ich hatte immer das Gefühl, dass ich das Talent dazu hätte. Bei Woody Allens Dreharbeiten spielte ein Mädchen in einem kurzen alarmroten Kleid unter dem großen schwarzen Regieschirm mit ihrem iPhone, summt dabei ein Liedchen und erinnerte an die Art von jungen Mädchen, die auch in Woody Allens Filmen selbst herumschwirren. Man sagte mir, sie sei Allens personal assistant – mit ihr würde ich mein Leben bestimmt sofort tauschen wollen. Eine meiner Cousinen ist Filmkritikerin... Mir würde es auch reichen, als Sekretärin bei Filmproduktionen zu arbeiten.

Was bedeutet für Sie Glück?

Einmal im Jahr den neuesten Woody-Allen-Film im Kino anzusehen, möglichst am Tag der Premiere.

Interview: Margit Oberhammer



Carmen Tartarotti

Sie lebt als freischaffende Filmemacherin in Frankfurt und Berlin. Als dieses Interview entsteht, begleitet sie gerade ihr preisgekröntes Friederike-Mayröcker-Porträt „Das Schreiben und das Schweigen“ nach Bozen. Der Film hat den Weg in zahllose Kinos des deutschen Sprachraums gefunden.

Sie touren derzeit mit Ihrem Film über Friederike Mayröcker durch den deutschen Sprachraum. Wie erleben Sie diesen Erfolg?

Den Erfolg erlebe ich in erster Linie als anstrengend, weil die Fertigstellung eines Films noch nicht seinen Abschluss bedeutet. Man bleibt weiterhin beinahe körperlich mit dem Film verbunden und versucht, ihn warm zu halten und mit sich herumzutragen, wie eine ofenfrische Semmel, damit er die Öffentlichkeit findet. Heutzutage haben jeden Monat unendlich viele Filme ihren Start. Jeder Film will seine Aufmerksamkeit und seine Presse und ist unglaublich schnell wieder weg, damit der nächste seinen Raum bekommt, und deshalb muss man, um gesehen zu werden, auch weiterhin sehr viel für seinen Film tun. Es ist jedenfalls erfreulich, dass dieser stille und intime Film seinen Weg in die Kinos gefunden hat. Die Zuschauer nehmen ihn gut auf. Es ist ein zeitloser Film mit einem Achtungserfolg, aber kein Kracher, der die Kassen klingeln lässt.

Sie haben Germanistik und Politikwissenschaften studiert, was ja nicht unbedingt die Weichen dafür stellt, dass man Filmschaffende wird. Wie sind Sie zum Film gekommen?

Ich habe unter vielen Tränen darum gekämpft, studieren zu dürfen. Ich wollte nicht in Italien studieren und nicht in Innsbruck, das war mir zu nah und vielleicht auch zu provinziell. Deutschland war damals nicht unbedingt das Studienland, wo man sich von Südtirol aus hinbegeben hat. Mit dem Studium, erst in Marburg und danach in Frankfurt, habe ich nach einer Möglichkeit der Entfaltung und Orientierung gesucht. Ich glaube, das ist vielen meiner Generation so ergangen. Die Fächerwahl war entsprechend allgemein: Germanistik und Politik. Es ist mir lebhaft in Erinnerung, wie wir an der Universität Marburg von den Tutoren reihum nach unseren Berufsperspektiven befragt wurden. Ich fürchtete solche Fragen wie die Pest, weil ich nicht wusste, was ich darauf antworten sollte. Ich hatte die Frauenoberschule bei den Englischen Fräulein in Meran besucht und nicht die geringste Ahnung, was ich werden wollte.

In unserer Generation war es ungewöhnlich, dass eine Frau ins Filmmetier einsteigt.

Ich bin nicht eingestiegen, sondern allmählich hineingewachsen. Nach dem Studium hatte ich mich um ein Praktikum beim Hessischen Rundfunk beworben, obwohl ich vom Fernsehen kaum was wusste. Ich war immer schon mutig und schüchtern zugleich. Als ein Journalist seine Kollegen in der Hessenschau fragte, wer die Zinnfigurenausstellung in der Dresdner Bank machen wolle, habe ich mich gemeldet und mit viel Inbrunst einen Fernsehbericht gemacht. Der Redakteur rief mich zu sich und meinte, der Beitrag sei beachtlich und ich könne selbstverständlich über das Praktikum hinaus bleiben, aber er glaube nicht, dass Journalismus für mich das Richtige sei, ich sei zu verträumt. Ich nahm das sehr ernst. Also habe ich mich für ein halbes Jahr in meine vier Wände zurückgezogen und versucht herauszufinden, was das Meine ist. Auf der Suche nach den geheimen Brennpunkten meiner Neigungen und Gefühle tauchten verschüttete Bilder und Geräusche aus meiner Kindheit in den Bergen auf, Miniszenerien mit meinem Vater und meiner Mutter, Wolken, Schatten, Kühe und ein surrealer Traum. Daraus ist dann mein erster Kurzfilm „Kribus-Krabus-Domine“ geworden.

Das war der eigentliche Einstieg ins freie Filmmachen?

Rückblickend würde ich sagen, mit „Kribus-Krabus-Domine“ habe ich den Grundstein gelegt für mein zukünftiges Arbeiten. Als mein Treatment prämiert wurde und ich vom Bundesministerium des Inneren ein Produktionsgeld für die Realisierung des Films bekam, fing ich mit allem bei Null an, von der Technik über die Organisation bis zum Schnitt. Learning by doing. Der Film hat sich ziemlich schwierig und langwierig bis schmerzhaft gestaltet, denn ich wollte mich in zweifacher Hinsicht behaupten: zum einen gegen die Sehschablonen des Fernsehens und zum anderen gegen die Berg- und Heimatklischees Südtirols. Meine Freundin Claudia Honegger hat in einem Text ziemlich treffend das für mich Unausprechliche benannt: „Beim Betrachten des Film stellt sich heraus, dass diese Bilder – aus der liebevollen Sicht der Entronnenen – nichts mit der hehr-

en Bergwelt der Heimatromane gemein haben. Er zeigt die wirkliche, beinahe archaische Bedrohlichkeit der Natur, die das Kind (...) noch unmittelbar spürt und fürchtet.“ Mit „Kribus-Krabus-Domine“ war es heraußen. Eine schwere Geburt. Nach diesem Film bin ich immer wieder nach Südtirol zurückgekehrt, so auch in „Paradiso del Cevedale“, der mein erster abendfüllender Dokumentarfilm war. Ich habe ihn vor kurzem wieder auf der Leinwand gesehen und er hat mir noch, oder wieder, gefallen. Das hat sehr viel mit den Aufnahmen von Pio Corradi, dem Schweizer Kameramann, zu tun. Die Begegnung mit ihm war ein Glücksfall. Ab diesem Zeitpunkt sah ich mich als Filmemacherin.



Wenn man sich für die künstlerische Ausdrucksform des Films entscheidet, entscheidet man sich als Freischaffende gleichzeitig auch dafür, einen Riesenballast an bürokratischen und finanziellen Schwierigkeiten auf sich zu nehmen. Sie hatten wohl schon immer eine unternehmerische Seite?

Ich denke schon. Allerdings nicht in dem Sinn, dass ich strategisch vorgegangen bin. Meine Projekte sind alle ohne Auftraggeber und somit ohne ein festes Budget entstanden. Die Finanzierung lief nebenher und hat das Prozedere sehr in die Länge gezogen. Immerhin ist es mir gelungen, den Überblick zu behalten und diverse Unsicherheitsfaktoren auszubalancieren. Auf die Idee, bei der Bank einen Kredit aufzunehmen, bin ich nie gekommen, was für einen echten Unternehmer unerlässlich ist.

Wie groß sind die materiellen Entbehrungen, wenn man sich für ein Leben wie das Ihre entschieden hat?

Das kommt darauf an, von wo man drauf schaut. Viele würden nicht schlafen in der Nacht, wenn sie meine Belastungen und Unsicherheiten tragen müssten. Ich habe mich daran gewöhnt. Oder anders gesagt, ich habe den Kontakt verloren zu einem anderen Leben. Vielleicht übersehe ich, was mir entgeht. Wenn man lange Zeit keine Stöckelschuhe trägt, kann man darin nicht mehr laufen. Meine Bedürfnisse sind bescheiden, das für mich Wesentliche kann ich mir noch leisten. Wenn ich sehe, wie andere ihren Lebensunterhalt verdienen müssen und

welche körperlichen und seelischen Schäden sie davontragen, dann bin ich dankbar um mein selbstbestimmtes Leben.

Sie gehen mit Ihren Filmen eine lange Wegstrecke gemeinsam. Gibt es einen Film, der Ihnen besonders ans Herz gewachsen ist?

Die Protagonisten sind mir ans Herz gewachsen. Dadurch, dass ich mich sehr lange mit ihnen beschäftige, fließt sehr viel Energie von ihnen und mir in den Film hinein und strahlt sie im besten Falle wieder ab. Insofern könnte ich gar nicht sagen, welcher Film besonders wichtig ist. Filmisch und menschlich gesehen waren die beiden Filme mit Friederike Mayröcker für mich eine große Erfahrung.

Für den Film kann man nicht alleine arbeiten. Sie arbeiten mit einem Minimalteam. Sind das immer dieselben Leute?

Schon. Den Schweizer Kameramann Pio Corradi habe ich bereits genannt. Auf seine Bilder ist Verlass. Sie wollen überhaupt nichts scheinen und sind gleichzeitig von einer unglaublich stabilen Poesie. Dasselbe könnte man von seiner Person sagen. Ein langjähriger Mitstreiter ist Ferdinand Ludwig aus Frankfurt. Er hat seine reichen Erfahrungen als Dramaturg vollkommen konkurrenzlos in meine Filme eingebracht. Als er mich beim Schnitt des jüngsten Films aus Verzweiflung über das disparate Material verlassen hatte, überlegte ich eine Weile, mit jemand anderem zu arbeiten. Vergeblich. Über ein Jahr habe ich gewartet, bis er zurückgekommen ist. Nur mit ihm war es möglich, die Arbeit zu beenden. Eine weitere Person, die mich in meinem Werdegang begleitet hat, ist die Frankfur-

ter Schriftstellerin Ria Endres. Im Austausch mit ihr und durch ihre Hilfe haben viele Ideen erst Gestalt angenommen.

Sie haben bei Ihrer Arbeit nicht nur zu den Mitarbeitern, sondern auch mit den Protagonisten eine sehr persönliche Beziehung?

Ja, denn ich verbringe sehr viel Lebenszeit mit ihnen; in der Vorbereitung, beim Drehen, beim Einspielen des Materials in den Computer und in der Montage. Über Monate höre und sehe ich oft nichts anderes und trage sogar den Klang ihrer Stimme im Ohr. Da entsteht zwangsläufig Bindung.

Das Publikum spürt, dass Ihre Filme anders entstanden sind.

Sie haben eine Seele, ohne Seele könnten meine Filme gar nicht existieren. Ich erzähle ja keine Geschichten, zumindest nicht vordergründig.

Wie suchen Sie Ihre Sujets aus?

Ich suche sie nicht aus, die Filme ergeben sich. Wenn sich nichts ergibt, mache ich auch nichts. Es hat sich jeder Film von selbst eingestellt.

Gehen Sie ins Kino?

Als Filmemacherin ist man von den eigenen Projekten so sehr beansprucht, dass kaum Zeit bleibt, ins Kino, ins Konzert, in Veranstaltungen zu gehen. Das ist ein Jammer. Nicht von ungefähr habe ich oft das Gefühl, bei der Filmarbeit zu verdummen. Wenn ich allerdings ins Kino gehe, und ich gehe wirklich sehr gerne ins Kino, dann schaue ich mir die Filme zwei- und dreimal an. Wenn der Film gut ist, kann ich nicht genug kriegen davon. Wofür ich mich allerdings nicht interessiere, sind Geschichten, die nach einem Rezept funktionieren. Da langweile ich mich zu Tode.





Wenn Sie ganz spontan Regisseursnamen nennen müssten, die Sie auch indirekt beeinflusst haben?

Spontan fällt mir nicht unbedingt jemand ein. Die Filme von Agnes Varda haben mich sehr inspiriert, aber auch Godard, Resnais, Chabrol, Truffaut. Das sind die Filmklassiker, so dass es schon fast albern klingt, sie zu erwähnen. Bei den großen Meistern geht es um Wahrheiten, nicht um Traumgebilde. Sie sprechen Dinge an, die einen selber betreffen und wo man sich als Mensch sehr ernst genommen fühlt, wie soll ich sagen...

... Filme, wo das Zusehen in einem gewissen Sinne ein Abenteuer ist...

Ja genau. Filme, bei denen man Entdeckungen macht, sei es formaler, sei es inhaltlicher Art. Die letzte große Entdeckung war „Love Exposure“ des japanischen Künstlers Sion Sono. Zufällig bin ich während der Berlinale in eine Spätvorstellung gegangen, und da wurde dieser vierstündige Film gespielt. Bereichert bin ich im Morgengrauen wie nach einem großen nächtlichen Abenteuer mit dem Taxi nach Hause gefahren.

In einigen Ihrer Filme haben Sie sich mit Frauenfiguren auseinandergesetzt. Ist das Zufall oder sind Frauen für Sie interessanter, näher?

Das lässt sich nicht sagen. Ich habe auch über den Grafen Enzenberg einen Film gemacht, in „Paradiso del Cavedale“ kommen Frauen und Männer vor. Auch in dem Film mit Friederike Mayröcker setzte ich mich nicht explizit mit einer Frauenfigur auseinander. Nur in einem Filmportrait, das ich gemeinsam mit Ria Endres für den WDR gemacht habe, ist dies der Fall. Da geht es um den Geschlechterkampf in den Romanen von Elfriede Jelinek. Die Beziehung der Geschlechter interessiert

mich, seit ich denken kann. Als Kind und Jugendliche habe ich in meinem Dorf sehr aufmerksam beobachtet, wie die Männer mit ihren Frauen und umgekehrt, die Frauen mit ihren Männern umgegangen sind. Es war teilweise nicht lustig, und ich habe mitgeföhlt und mitgelitten. Insofern war es für mich als Jugendliche eine eher bedrohliche Vorstellung, irgendwann eine dieser Frauenrollen annehmen zu müssen.

Hat es für Sie jemals weibliche Vorbilder gegeben?

Was den Lebensentwurf betrifft, nicht. Die Handlungsmöglichkeiten der Frauen waren sehr eingeschränkt, und die wenigsten konnten ihr Leben selbstbestimmt planen. Was die Persönlichkeit angeht, ja. Meine Mutter war mir ein Vorbild. Als Kind habe ich mitbekommen, wie sie um Dinge gekämpft hat, die Frauen damals überhaupt nicht gewagt haben zu äußern. Sie war absolut bescheiden, aber selbstbewusst und nicht kompromittierbar. Und ist es bis heute. Ihr unbeirrtes Frausein hat sich auf mich übertragen. Auch ihr Geschmack, ihre innere Haltung. Ich bin ihr sehr dankbar für das, was sie mir mitgegeben hat.

Was wünschen Sie sich für Ihre Zukunft?

Meine Zukunft? Ich kann nicht einmal sagen Ruhe, denn Ruhe ist verfänglich. Seltsamerweise wirklich Gesundheit und Zeit, für mich und für meine Freunde. Und Energie, denn nur mit Energie bleibt man neugierig auf das Leben.

Interview: Renate Mumelter

Das Märchen der gleichen Gesellschaft

Esther Mitterstieler

Es war einmal eine Frau, die ging zum Chef und fragte ihn nach einer Beförderung. Er sagte schlicht: „Das schaffst Du noch nicht.“ Die Frau ging enttäuscht zu ihrem Schreibtisch zurück und traute sich nicht einmal mehr nach einer mehr als gerechtfertigten Gehaltserhöhung zu fragen. Erinnern Sie das an etwas? Die meisten von uns ja. So oder ähnlich erging es bestimmt schon jeder von uns zumindest einmal. „Selber schuld“, denkt der Mann. Wenn du nicht bekommst, was du willst, dann geh doch. So einfach ist es dann aber doch nicht.

Noch immer sind Frauen Männern auch in Europa nicht gleich gestellt, wenn es um die Bezahlung geht. Mögen Statistiken auch um den einen oder anderen Prozentpunkt abweichen, in einem sprechen sie alle eine Sprache und zeigen dasselbe Ergebnis: Frauen verdienen noch immer deutlich weniger als Männer. Für dieselbe Arbeit. Oft für Mehr-Arbeit. Ist es diese Leidenschaft, die uns Frauen angeboren zu sein scheint und uns so viel schlucken lässt? Unser Pflichtbewusstsein? Unser

Nicht-Nein-Sagen-Können, weil wir uns verantwortlich fühlen? Aus unserem Dilemma eine natürlich bedingte Belastung zu stricken wäre bloß ein billiger Versuch, uns als so genanntes schwächeres Geschlecht in dieser Vorstellung zu suhlen. Tun wahrscheinlich auch genügend Frauen. Die meisten aber sicher nicht. Und gerade um diese geht es. Denn jede von ihnen, egal ob sie Topmanagerin ist (wohl weniger wahrscheinlich), Kleinunternehmerin oder Hausfrau, wir Frauen müssen gegen alte Vorurteile ankämpfen, die keiner von uns behagen. Kennen Sie den Sager auch schon? Beim Vorstellungsgespräch denkt Frau: „Das ist aber gut gegangen“ – bis der freundliche Personalchef plötzlich wie aus der Pistole geschossen und ganz besonders freundlich fragt: „Und wie sieht es eigentlich mit Kinderwünschen bei Ihnen aus?“ Tja, in den USA könnte frau klagen. Aber das ist nicht so sehr der Punkt. Der Punkt ist vielmehr: Und was wäre schlecht daran, wenn eine Frau einen Kinderwunsch hegt? Übrigens gemeinsam mit ihrem Mann? Wenn das einer Firma nicht behagt, dann

sind wir noch nicht in der Gegenwart angekommen. Warum ist es schlecht für ein Unternehmen, wenn seine Mitarbeiterinnen Kinder planen und haben? Vielleicht weil die Frauen dann nicht mehr allein die Firma im Fokus haben? Das ist Unfug. Auch kinderlose Frauen und Männer haben zu ihrem Glück andere Interessen als bloß ihr Unternehmen im Leben. Arm wären sie als Menschen Interesselos.

Übrigens sei mir ein kleiner Sidestep erlaubt. In Zeiten wie diesen sparen immer mehr Unternehmen immer mehr Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen ein. Die Folge: Die Leute sind total überarbeitet. Haben Sie je „Germinal“ von Emile Zola gelesen? Ein erschütterndes Beispiel der Arbeitszustände während der Industriellen Revolution. 16 bis 18 Arbeitsstunden täglich sind in Zeiten der Inforevolution zwar zum Glück passé. Aber langsam nähern wir uns zeitlich schon wieder Formen des Arbeitens mit unumschränkter Erreichbarkeit, die Bände sprechen. Und auch die heutigen Kopfarbeiter mit den Fabrik- und Minenarbeitern, die Emile

Zola beschreibt, langsam vergleichbar macht. Davon, liebe Frauen, sind auch die Männer betroffen. Das kurze Exposé war nur am Rande zur Erklärung, wie scharf der Wettbewerbswind mittlerweile weht. Und der hat nicht nur mit der Finanz- und Wirtschaftskrise zu tun. An allem ist die auch nicht schuld. Der Weg in Zola'sche Verhältnisse ist uns schon seit zumindest einer Dekade vorgegeben. Und wer sich nicht davor wehrt, der hat Pech gehabt.

Dass sich der Stärkere laut Charles Darwin immer durchsetzen soll, ist nur bedingt einzusehen. Denn vor allem Frauen leiden an der verkehrten Welt: Da leben wir wie im Steinzeitalter. Wir sind zuständig für Kinder, was rein physiologisch klar ist, für die Essensaufbereitung, für das Glück unserer Lieben. Und die Männer sollen das Essen nach Hause bringen. Und vorher jagen gehen. Ein wenig funktionieren unsere Hirne immer noch so, belegen diverse US-amerikanische Hirnforscher, Psychologen und Psychiater. Wobei wir diese Belege wahrscheinlich ohnehin nicht brauchen. Schauen wir uns bloß an, wie wir selbst oder unsere Nachbarn in alten Fußstapfen der Eltern und Großeltern verharren. Stichwort Frau und Mutter. „Was, Sie hat keinen Mann? Dann muss etwas faul mit ihr sein.“ Zum Vergleich: Ein Mann ist ein lieber, verschrobener Junggeselle, Neudeutsch: Single. „Er hat sicher bald wieder eine Freundin.“

„Was, Sie hat zwei Kinder und arbeitet ganztägig? Was für eine Rabenmutter. Wie werden diese armen Kinder bloß erzogen werden. Die Armen.“ Zum Nachdenken: Haben die Kinder vielleicht auch einen Vater? Hat dieser vielleicht auch ein wenig Ver-

antwortung für seine eigenen Sprösslinge? Raus kommt am Ende meist die für Frauen nachteiligste Form des Partizipierens am Arbeitsleben: Sie wählen nicht Fleisch und nicht Fisch und arbeiten Teilzeit. Einerseits ist es ein Vorteil, andererseits und insgesamt ein klarer Nachteil für alle Seiten: Die Unternehmen zahlen zumeist mehr Beiträge, die Frauen verdienen weniger und arbeiten trotzdem mehr. Und nicht zuletzt: Durch falsch verstandene Schutzfunktionsversuche gegenüber der Frau wurde ihr eigentlich geschadet. Weil es sie suspekt macht: „Sie hat sicher nur noch die Kinder im Kopf und will ganz sicher nicht Karriere machen.“ So denken die meisten Personalchefs, die wiederum vorwiegend Männer sind.

Wer aber noch schlechter dran sind, zumindest in Österreich, sind eigentlich nur die Einzelunternehmerinnen (EPU). Schlecht versichert sind sie häufig auf der Gratwanderung zum Working Poor. Und das häufig auch, weil sie sich um ihre Kinder kümmern wollten. Weil erstens kaum Betreuungsplätze vorhanden sind, weil zweitens häufig ein Ganztagesjob damit nicht vereinbar ist und manche Frau ihren Job über kurz oder lang verliert, weil drittens die Gesellschaft als solche nicht bereit ist, andere Formen des Zusammenlebens zu akzeptieren. Zumindest in Mitteleuropa nicht.

Da schlagen die Uhren in Norwegen schon anders: Per Gesetz ist dort festgelegt, dass 40 Prozent aller Aufsichtsräte in börsennotierten Unternehmen Frauen sein müssen. Nun mag man über Quoten und die Schutzbedürftigkeit von Frauen, mit sol-

chen Mitteln an Schaltstellen zu kommen, geteilter Meinung sein. Ich mag Quoten nicht, bin aber in diesem Fall für eine zumindest zeitlich befristete Regelung. Sonst wird das nie etwas mit uns. Weil Männer per se – auch durch ihren Jagdinstinkt und ihre geübte Zusammenarbeit aus dieser Zeit – besser trainiert sind, sich durchzusetzen und sich gegenseitig zu pushen, mag auch der eine oder andere oder auch mehrere die nötigen Fähigkeiten für einen bestimmten Top-Posten nicht unbedingt aufweisen. Ich bin bei Gott nicht für schlechte Frauen in Führungspositionen. Aber schlechte Männer gibt es schon genug. So schlecht wie Männer manchmal sind, können Frauen gar nicht sein. Zurück nach Skandinavien: Die Lösung sind sicher nicht Quoten oder andere Regelungen, das kann bloß ein Anfang sein. Aber in Skandinavien drehen die Uhren anders. Dort switchen Männer wie Frauen in Top-Positionen zwischen Full- und Teilzeit hin und her. Es ist auch keine Seltenheit, dass Topmanagerinnen zwei, drei, vier Kinder haben. Im Gegenteil: Es ist geradezu normal und alles machbar. Ohne Groll der Gesellschaft. Weil die anderen es genauso machen oder vorleben. Es ist lockerer da oben. Wenn es nicht so kalt wäre, sollten wir alle unsere Koffer packen. Scherz beiseite: Was können wir tun, um unsere Gesellschaft gleicher hin zu bekommen? Zum ersten: Selber tolerant sein oder werden. Gegenüber den anderen Frauen, egal ob sie allein (Stichwort: böse „Karrieristinnen“, die nur die Arbeit im Kopf haben), zu zweit (Stichwort: Double income no kids, „die schaut auch nur auf ihre Villa“) oder zu viert ist (Stichwort: „Es schlagen zwei Herzen in meiner Brust, eines für

die Kinder, eines für die Arbeit“). Gegenüber den anderen Menschen: Männern, die sich häufig als Frauen-Förderer verstehen und gleichzeitig die immer gleichen Methoden anwenden. Mit dem Resultat, dass die famose und oft beschworene „gläserne Decke“ (ich kann es nicht mehr hören) erst wieder den Mantel über unser Frauenschicksal legt. Denken Sie an Angela Merkel. Was wurde sie nicht bekrittelt. Wegen ihrer stinklangweiligen Frisur, wegen ihrer herunterhängenden Mundwinkel, wegen ihrer biedereren Kleidung. Und eigentlich schade: Sie hat sich gewandelt, weil Medienberater schließlich auch ganze Arbeit leisten müssen in Zeiten wie diesen. Schade, weil Merkel authentisch war und sich eben auch anpassen musste. Abgesehen davon: Wie war/ist ihre Politik? Ist nicht das die entscheidende Frage? Und den Ausbruch ihres Vorgängers und Mächtigen-Nachfolgers seiner selbst (Stichwort: „Ich werde Kanzler bleiben. Sie können das nicht“) Gerhard Schröder war wohl das letzte, was Frauen sich gefallen lassen müssen. Noch immer. Das hätte sich der gute Gerd nie getraut, einem

Mann in so einer entsetzlichen Vehemenz an den Kopf zu werfen. In Österreich wurde die ehemalige Gesundheitsministerin Andrea Kdolsky wegen ihrer Kleidung und ihres Aussehens in den Medien geradezu vorgeführt. Das wäre ihnen weder bei ihrem Vorgänger noch bei ihrem Nachfolger in den Sinn gekommen. Das nennt man einfach mit zweierlei Maß messen.

Kommen wir zum täglichen Er-Leben einer Frau. Wussten Sie, dass Frauen bei Banken schlechtere Kreditkancen haben als Männer? Dass sie noch dazu oft nachteiligere Konditionen erhalten? Das zeigt eine Studie des deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW). „Logisch“, werden sie sagen. „Die Männer verdienen ja auch mehr. Das liegt in der Natur der Sache.“ Es liegt eben nichts in der Natur dieser Ungleichheit. Es sind und bleiben alte Klischees, dass Frauen schlechtere unternehmerische Fähigkeiten haben als Männer. Übrigens zeigt die Studie auch, dass diese traditionelle Diskriminierung der Frau im Internet wie wegge-

blasen ist. Da hätten Frauen dieselben Chancen wie Männer, einen Geschäftskredit zu bekommen. Wir sind auf dem Weg des Fortschritts. Noch ein prägnantes Beispiel: Schaut man sich die Arbeitslosenstatistiken sogar im Quasi-Beschäftigungsparadies Südtirol an, sind wir wieder auf derselben Baustelle: Im Jahr 2009 waren 3600 Frauen und 3400 Männer auf Arbeitssuche: Macht 3,4 respektive 2,5 Prozent. Fazit: Auch auf niedrigstem Niveau stehen Männer Frauen aus. Gleichwohl kann Südtirol als kein großartiges Beispiel gelten, da die Bedingungen im restlichen Europa bei weitem schlechter sind. Auch im nahe gelegenen Österreich. Frauen haben hier die klassischen Probleme, die sie in Mitteleuropa teilen. Der Selbstständigenanteil der Frauen liegt mit 35 Prozent über dem Schnitt in der EU (30 Prozent); in Italien sind es 28,4 Prozent. Da liegt Österreich nach Portugal und Luxemburg an dritter Stelle. Was auf den ersten Blick schön klingt, ist es auf den zweiten gleich viel weniger. Zu oft ist die Selbstständigkeit von Frauen, die sogenannten Ein-Personen-Unternehmen (EPU) ge-

trieben vom Faktor Zeit. Sprich: Weil frau in ihrem bisherigen Job nicht genügend Zeit für die Kinderbetreuung hat, zieht sie vor, sich selbstständig zu machen. Und kann sich daher besser den Kindern widmen. Dass dieser Trend viele Frauen allzu häufig an den Rand des Existenzminimums treibt, ist leider eine Tatsache. Kinderbetreuungsstätten gibt es viel zu wenige. Und wenn frau darauf zurückgreift, wird ihr auch noch ein schlechtes Gewissen eingeredet. Leider ist auch immer noch eine klare Zuordenbarkeit von Frauen in gewisse Branchen üblich. Wurden Österreich weit 40 Prozent aller gewerblichen Unternehmen von Frauen gegründet, waren sie vor allem in folgenden Branchen tätig: Friseurinnen (90 Prozent), Fußpflegerinnen, Kosmetikerinnen und Masseurinnen (84,7 Prozent), im Bereich Druck (73,6 Prozent) und im Direktvertrieb (73,3 Prozent). Allein ein Blick auf die Branchen bestätigt die Vermutung: Frauen verdienen hier auch weniger als Männer, die wieder im Industriebereich arbeiten. Prinzipiell gilt laut einer Studie des Forums zur Förderung der Selbst-

ständigkeit aber: „Je höher das mittlere Einkommen einer Branche, desto größer die Genderdifferenzen (Frauen verdienen 22 bis 80 Prozent des mittleren Einkommens der Männer).“ Noch einmal stellt sich also abschließend die Frage: Selber schuld? Ein bisschen wohl, weil wir uns auch im Vergleich zu Männern weniger stark positionieren, um es mit diesem hässlichen Wort zu umschreiben, wer seine Ellbogen heftiger einzusetzen vermag. Dabei sollte es bei Gott nicht um Ellbogen, sondern um Können und Leistung gehen. Nicht um die Leistung, sich an Seilschaften besser hoch zu hanteln wohl gemerkt, sondern um die Leistung, die so viele Frauen an ihrem Arbeitsplatz erbringen. Österreich schaut übrigens im EU-Vergleich alt aus, wenn es um Gehaltsvergleiche geht. Frauen verdienen für den gleichen Job bis zu 30 Prozent weniger. Italien ist hier mit 5,1 Prozent erstaunlicherweise positiver Spitzenreiter. Ist es einfach die „Wurschtigkeit“, die da zuschlägt, eine unermessliche Ignoranz oder vielmehr eine von der Gesellschaft akzeptierte und von Personalchefs exeku-

tierte Ungleichbehandlung? Wehren müssen wir uns, ja, das stimmt. Aber allein sind wir nichts. Denn die Männer müssen mitspielen. Ich denke, sie werden es dann tun, wenn wir uns unserer selbst bewusster werden und unsere Fähigkeiten nicht nur einsetzen, sondern auch den Chefs unter die Nase halten. So lange wir uns vom „fleißige-Bienen-Syndrom“ nicht verabschieden, so lange wird die Gleichheit mit Männern ein Märchen bleiben.

Anna Wielander-Platzgummer

Die Vinschgerin, Jahrgang 1937, begeisterte sich bereits in ihrer Kindheit für die Kunst. Heute sagt sie: „Oft war die Kunst auch eine große Last.“ Sie studierte bei Peter Fellin, an der Akademie der Bildenden Künste in München und am Magistero Artistico in Florenz. Ihre Kunst konzentriert sich auf das Wesentliche, rückt Natur und Einfachheit in den Mittelpunkt.

Woran arbeiten Sie gerade, Frau Wielander-Platzgummer?

Ich habe soeben Skizzen in der Landschaft gemacht. Ich arbeite auch mit Stängeln, Ruten und Zweigen aus den Gärten.

Worüber soll Ihre Kunst erzählen?

Ehrlich gesagt: Das weiß ich nicht. Sie soll einfach nur ausdrücken, was mir wichtig ist.

Nämlich?

Authentisch sein, von dem erzählen, was von Innen kommt. Das Äußere ist unwichtig. Es ist nur da, was in mir drinnen ist.

Und was ist in Ihnen drinnen?

Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Neugierde. Vor allem aber die Suche nach dem Sinn des Lebens.

Haben Sie ihn denn gefunden, den Sinn des Lebens?

Ich denke schon. Deshalb brauche ich jetzt auch nicht mehr so viel im Leben.

Was ist dieser Sinn?

Die Stille, die Natur – auch die Leere. Nach all dem sein Leben ausrichten und danach leben.

Was war vorher? Bevor Sie Ihren Sinn des Lebens gefunden haben?

Ich war von einer inneren Unruhe getrieben, hatte immer das Gefühl, etwas zu versäumen. Im Jahr 2001 war ich für drei Monate in einem Zen-Zentrum in Deutschland. Es dauerte lange, bis ich lernte, diese meine innere Unruhe abzulegen. Mittlerweile kann ich sagen, es geschafft zu haben. Ich habe keine Lust mehr auf all die Äußerlichkeiten. Ich höre kein Radio mehr, lese fast keine Zeitungen – die Stille ist das Wichtigste in meinem Leben geworden, auch Freundschaften. Früher konnte ich mich oft in andere Menschen nicht hinein fühlen. Von zu Hause aus habe ich das auch nie gelernt. Da gab es immer nur Sätze wie „Das hast du so zu tun“, „Wenn du das nicht machst, dann...“. Erst im Laufe der Jahre habe ich gelernt, in mich hinein zu hören, zu fühlen, und dann auch in die Men-

schen um mich herum. Das war eine ganz wunderbare Entdeckung.

Sie haben sich selbst neu entdeckt?

So könnte man es sagen, ja. Es ist dann eine große Leichtigkeit da, auch eine gewisse Sicherheit. Das Leben hat seine Last verloren. Früher wurde ich oft von Depressionen geplagt, das Leben war sehr anstrengend für mich.

Warum?

Das hat wohl mit meiner Kindheit zu tun. Ich habe fünf Geschwister, ich bin die Älteste. Im Grunde genommen wurden wir im Nazi-Stil erzogen. Als ich meinen heutigen Ehemann kennen lernte – er war ein lediges Kind – mahnte mich meine Mutter, ich solle mich ja genau erkundigen, ob er wohl kein Jude sei. Das war die damalige Mentalität, so bin ich aufgewachsen.

Erzählen Sie etwas über Ihre Eltern, Ihre Kindheit!

Mein Vater war Malermeister, wir hatten einen großen Betrieb zu Hause. Er ist 1909 geboren, meine Mutter 1913. Er war im Krieg, in seiner Erziehung ist immer wieder die Nazi-Ideologie aufgeflammt. Das war aber nicht nur bei uns in der Familie so, das war überall so. Wir Kinder sind auch oft geschlagen worden – mit einer Lederpeitsche.

Inwieweit hat Ihnen die Kunst geholfen?

Ohne die Kunst würde ich schon lange nicht mehr leben. Für die Kunst habe ich mich immer schon richtig begeistern können! Mit Freundschaften hatte ich leider nicht immer Glück, auch meine Geschwister blieben mir immer fremd. Auch hier im Tal und im Dorf bin ich im Grunde genommen eine Fremde geblieben. Lange Zeit sagte man mir nach, eine Kommunistin zu sein, nur weil ich bei der Gewerkschaft CGIL eingeschrieben war.

Wie würden Sie Ihre Kunst beschreiben?

Als Bodenständig. Immerhin bin ich eine Frau mit drei Kindern. Ich habe immer nach dem Echten und Originellen gesucht. Mich hat die Natur schon immer interessiert, in all ihren Facetten. Schon als



junges Mädchen kannte ich mich aus mit der japanischen, chinesischen oder indianischen Kunst. Ich bin in Bozen zur Schule gegangen, auf dem Weg zum Bahnhof bin ich immer bei einem Laden mit Grödner Schnitzereien vorbei gekommen. Ich habe mir immer gedacht, wenn ich groß bin, würde ich gerne etwas völlig anderes kreieren. Etwas, das für Südtirol typisch ist. Leider ist meine Kunst bei den Menschen nie richtig angekommen.

Warum glauben Sie?

Ich habe einmal einen Dokumentarfilm über Agnes Martin gesehen, eine Künstlerin, die erst im hohen Alter entdeckt wurde. Ihre Texte und Arbeiten haben mich sehr berührt und auch ermutigt, an dem festzuhalten, was mir wichtig ist. Oft habe ich meine künstlerische Begabung verwünscht. Oft war sie eine große Last.

Wieso?

Das Leben wäre oft leichter gewesen...

... und Schluss zu machen mit der Kunst? Haben Sie daran je gedacht?

Mit der Kunst nicht, aber mit dem Leben. Ich hatte Depressionen, glaubte, es nicht mehr zu schaffen: die Familie, den Haushalt, meinen Lehrerberuf.

Schon als kleines Mädchen litt ich an einer chronischen Krankheit, ich hatte einen starken Hautauschlag im Gesicht. Das machte mich nicht besonders attraktiv, so dass ich immer sehr schüchtern war. Einmal fragte ich meine Mutter, wieso sie mich eigentlich nicht mag. Sie meinte, ich hätte als Erstgeborene eigentlich ein Junge sein sollen. Den Unwillen ließ mein Vater dann an ihr aus. Auf Fotos von früher sehe ich immer sehr traurig aus. Ich hatte schon als Kind Lebensangst.

Wie haben Sie ins Leben zurück gefunden?

Dank einer Therapie ist es mir nach und nach besser gegangen. Im Jahr 1993 habe ich das erste Mal eine Ausstellung gemacht. Davor hatte ich ja nur kleinere Werke und Objekte kreiert. Mit der Kunst richtig angefangen habe ich erst, nachdem ich in Pension gegangen war.

Wann wussten Sie, dass Sie Künstlerin werden wollen?

Eigentlich schon als Kind. Nur, mein Vater war strikt dagegen. Er meinte, das wäre ein Hungerleiderberuf und nur etwas für Verrückte. Auch meiner Kunstlehrerin in Meran musste ich versprechen, die Kunst nicht zu meinem Hauptberuf zu machen. Sie nagte nämlich wirklich am

Hungertuch. Und so wurde ich Kindergärtnerin, diese Ausbildung zu zahlen waren meine Eltern bereit. Ich wäre gerne studieren gegangen, aber davon wollten meine Eltern nichts wissen. Jahre später inskribierte ich mich als Werkstudentin, zunächst an der Akademie der Bildenden Künste in München, dann in Florenz. Mit meinem ersten selbst verdienten Geld kaufte ich mir Bilder von Plattner, habe sie wieder verkauft, allerdings keinen großen Gewinn gemacht. Nebenbei habe ich gearbeitet, in München in einem Milchhof in Florenz als Nachhilfelehrerin.

Warum wollten Sie Künstlerin werden?

Ich glaube, ich bin so geboren. Mich hat schon als Kind das Schöne fasziniert und angezogen, habe schöne Blumensträuße gemacht, schöne Dinge gesammelt. Es war mir immer ein Bedürfnis, mich mit schönen und harmonischen Dingen zu umgeben. Das Schmuddelige ist nicht das Meinige.

Soll Ihre Kunst auch schön sein?

Das Ästhetische ist für mich sehr wichtig. Die japanische Philosophie, die Zen-Philosophie, ist für mich ausschlaggebend. Es gibt ein bekanntes Buch, „Wabi-Sabi“ – das ist mein Evangelium. Ich liebe dieses Buch, es geht um die Einfachheit, das Minimale im Leben. Das Großartige und Pompöse war nie das Meine. Mittlerweile gehe ich auch nicht mehr so gerne in Museen und Ausstellungen. Ich weiß jetzt, was ich will. Ich gehe viel spazieren. Ich lese auch nicht mehr so viel. Früher dachte ich etwas zu versäumen, wenn ich nicht möglichst viel lese.

Was ist für Sie „schön“?

Etwas Unberührtes, Unschuldiges. Wenn man sich intensiver mit Zen-Buddhismus beschäftigt, hat man immer auch mit Kunst zu tun – und mit dem Schönen. Wie bereits erwähnt: Es geht um das Wenige, aber Erlesene. Das ist für mich schön.

Ist Ihre Kunst eine Art Selbstporträt?

Das ist sie ganz bestimmt. Meine Werke kommen von innen heraus. Es fließt irgendwie aus mir hervor.

Gibt es ein Kunstwerk, das Sie besonders beeindruckt hat?

Ich bin eine große Anhängerin der Kunst von Paul Cézanne. In Tübingen habe ich einmal eine Ausstellung seiner Aquarelle gesehen – das hat mich unwahrscheinlich beeindruckt. Ebenso die Bilder der Künstlervereinigung „Blauer Reiter“. Mit achtzehn Jahren fuhr ich das erste Mal nach Wien und sah mir im Schloss Belvedere diese Bilder an.

Was ist gute Kunst?

Gute Kunst ist, wenn einem bei ihrer Betrachtung das Herz aufgeht. Jeder Mensch hat ein inneres Licht. Wenn es ein Künstler schafft, dieses auch nach außen hin erstrahlen zu lassen, dann ist das gute Kunst.

Und wann ist Kunst ganz furchtbar?

Es gibt Künstler, vor allem in der zeitgenössischen Kunst, die ihren Selbsthass alle um sich herum spüren lassen. Dieses Zerstörerische, die Aggression in der Kunst, das finde ich schrecklich. Davon hat die Welt genug. Jeder hat natürlich das Recht, das aufzuzeigen, was für ihn wichtig und richtig ist. Ich mag diese Art von Kunst nur nicht.

Gibt es eine Art wichtigste Lektion, die Sie im Laufe Ihres Lebens gelernt haben?

Nichts erwarten, sondern bejahen, was ist. Bis dorthin ist es ein langer Weg, für mich hat sich dieser allerdings ausgezahlt. Heute kann ich sagen, ein glücklicher Mensch zu sein. Ich bin zufrieden.



Sind Sie ein religiöser Mensch?

Eigentlich schon. Mich interessiert Jesus so wie mich aber auch Buddha oder Sokrates interessieren. Menschen, die zum Wesentlichen des Lebens vorgedrungen sind, zum Göttlichen in sich selbst.

Hatten Sie manchmal das Gefühl, in Ihrer Arbeit blockiert zu sein?

In der Zeit meiner Depressionen, ja. Da ist nichts gegangen. Seit ich meine innere Freude wieder gefunden habe, fließt alles. Ich habe lange gebraucht, um mich von meinen Altlasten zu befreien. Früher haben die Leute zu mir gesagt: „Aus dem Annele wird wohl nichts werden. Am ehesten eine Klosterfrau.“ Das ist alles andere als motivierend und Gift für das eigene Selbstbewusstsein. Inspiriert haben mich später meine Kunstlehrerin, dann der Südtiroler Künstler Peter Fellin, meine Professoren an der Uni.

Und woher nehmen Sie heute die Inspiration?

An Ideen fehlt es mir nicht. Die kommen ständig, allein ich schaffe es nicht, sie alle umzusetzen.

Interview: Alexandra Aschbacher



Ina Tartler

Sie trägt immer ihren Pass in der Tasche und hat eine alte Seele. Das Unterwegs-Sein und Immer-wieder-neu-Anfangen gehören zu ihrer Lebensphilosophie. Sie denkt viel und redet eher leise. Ihr Blick richtet sich nach innen und geht scharf nach außen. Ina Tartler ist 1966 in Rumänien geboren, für hohle Phrasen und Lügen jeder Art hat sie unglaubliche Antennen, sie ist eine kritische Beobachterin und setzt sich am Theater für Wahrheit und für Poesie ein. Seit August 2008 arbeitet sie als Dramaturgin bei den Vereinigten Bühnen Bozen.

Sie sind zur Wahlsüdtirolerin geworden und haben den Blick von außen mitgebracht. Was gefällt Ihnen an diesem Land?

Südtirol ist ein schönes Ländchen mit herzlichen Menschen. Kürzlich streichelte mir eine ältere Ladenbesitzerin an der Kasse liebevoll übers Gesicht, wie einem Kind. Was für eine zarte Geste im alltäglichen Miteinander! Sehr charmant fand ich von Anfang an das Nebeneinander der Sprachen und Kulturen. Das kam mir vertraut vor, denn ich bin als Deutsche in Rumänien geboren und aufgewachsen. In Bozen angekommen, habe ich mich dann sofort verliebt, nämlich in den ersten Menschen, den ich in der Stadt kennen gelernt hatte. Manchmal denke ich, Gott hat ihn mir geschickt. Und in diesem Sommer habe ich endlich auch die Berge entdeckt, aber noch keine Alpenrosen gefunden.

Ist die Gegend, aus der Sie stammen, so ganz anders?

Das Dorf meiner Kindheit liegt mitten in Transsilvanien/Siebenbürgen. Sanfte Hügel, dichte Wälder, unendliche Felder, die Bergketten der Karpaten am Horizont gehören zu den Bildern meiner Erinnerung. Ich bin in einer wilden Idylle aufgewachsen, mit zwei Stunden Fernsehprogramm pro Tag und einer manipulierten Tageszeitung. An Winterabenden saßen wir stundenlang ohne Strom und in den 80er Jahren gab es kaum noch etwas zu essen. Im Supermarkt hingen Schweinsfüße an Metallhacken, wir nannten sie Adidas, und in den Regalen standen nur mehr Konserven. Dies waren die Glanzzeiten der Ceauşescu-Diktatur.

Und kein Theater weit und breit?

Ab und zu kam das Deutsche Staatstheater Temeswar oder das Hermannstädter Stadttheater auf Tournee. Ich erinnere mich, dass sich das halbe Dorf im kommunistischen Kulturhaus traf, aber nicht, um Theater zu sehen, sondern um sich zu versammeln. Das Theater war für die deutsche Minderheit ebenso wie die Kirche identitätsstiftend. Natürlich platzierte man die regimekritischen Botschaften fleißig zwischen die Zeilen. Aber es konnten so gut wie alle Stücke gespielt werden. Das Theater hatte eine gewisse Narrenfreiheit, da es ja doch nur ei-

nen kleinen Teil der Bevölkerung erreichte. In Hermannstadt wurde zum Beispiel Schillers „Wilhelm Tell“ gegeben, kaum zu glauben. Mit diesen absurden Widersprüchen bin ich groß geworden.

Ist das Eingesperrtsein nicht trotzdem schwierig gewesen?

Wenn man nichts anderes kennt, macht einem das Eingesperrtsein nicht viel aus. Man sucht andere Freiheiten. Dagegen hatten die Frauen im kommunistischen Rumänien ein wirklich grausames Schicksal. Ihre Körper gehörten dem Staat. Es gab weder sexuelle Aufklärung noch gab es Verhütungsmittel zu kaufen, und Abtreibungen waren per Gesetz verboten, allein nach dem vierten oder fünften Kind durfte man abtreiben. Illegale Abtreibungen wurden mit Gefängnis bestraft. Tausende Frauen sind an den Folgen von Puschereien gestorben. Aus Angst vor den Verhören der Securitate, die in der Frauenklinik saß und auf ihre Opfer wartete, blieben die Frauen lieber zuhause und starben an Blutvergiftung. Ich habe meine Jugendfreundin auf diese Weise verloren und wäre selbst um ein Haar gestorben. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Mit der Wunde lebe ich heute noch.

Haben Sie Rumänien seit Ihrer Ausreise im Jahr 1988 noch einmal besucht?

Es hat lange gedauert, bis sich die Wut in meinem Bauch gelegt hatte. Mit 22 Jahren konnte ich die kommunistischen Verbrecher nicht ohne weiteres vom rumänischen Volk trennen. Also wollte ich von Rumänien erst einmal nichts hören. Außerdem war ich mit einem Mal wirklich in einer anderen Welt, musste mich in Deutschland quasi neu erfinden, das Leben neu lernen. Im Jahr 2004 habe ich mich dann gezielt auf die Spuren meiner Kindheit und Jugend begeben, Rumänien zum ersten Mal mit offenem Herzen besucht. Die Horrorlinik von damals ist heute übrigens ein normales Geburtshaus mit erwartungsvollen Vätern an der Pforte.

Zuhause haben Sie deutsch gesprochen?

Mit meinen Eltern spreche ich einen uralten deutschen Dialekt, der ins Luxemburgische zurück geht. Die ersten Deutschen zogen im 12. Jahrhundert aus

dem Rhein-Maas-Mosel-Raum nach Siebenbürgen. Es ist wirklich erstaunlich, dass sich dieser Dialekt über all die Jahrhunderte hinweg erhalten hat. Die rumänische Sprache habe ich hingegen erst in der Schule gelernt, schwer natürlich, weil es die Sprache der „Unterdrückter“ war. Inzwischen aber habe ich begonnen, rumänische Gegenwartsstücke ins Deutsche zu übersetzen und erhalte dadurch einen neuen Zugang zu meinem alten Leben und lerne das Land und seine Leute wieder kennen.

Haben Sie durch das Übersetzen auch eine intensive Beziehung zur deutschen Sprache gewonnen?

Ich befinde mich immer mit einem Fuß außerhalb der deutschen Sprache. Wenn man eine Sprache nicht perfekt im Griff hat, wenn man sich also seit je zwischen den Sprachen bewegt, geht man vorsichtig und sensibel mit ihr um, man benutzt sie bewusster. Ich sehe darin eine wirkliche Besonderheit, auf jeden Fall auch etwas sehr Positives, obwohl man grundsätzlich immer mit der anderen Seite zu ringen hat. Das Problem kennen auch viele Südtiroler.

Neben Germanistik und Theaterwissenschaften haben Sie in Deutschland auch Psychologie studiert. Sind Sie nach den traumatischen Erfahrungen in Rumänien wieder neugierig auf die Menschen geworden?

Ich war vor allem neugierig auf mich als Frau. Ich wollte einfach ohne Angst ich selbst sein, also habe ich mich im Rahmen der Psychologie fast ausschließlich mit der Frauenforschung beschäftigt. Eine große Entdeckung war für mich die Literatur von Elfriede Jelinek. Plötzlich war ich wieder mit dem Urbild der abhängigen und gedemütigten Frau konfrontiert, die sich im männlichen System bewegt wie der Hamster im Rad. Aber ich habe früh gelernt, dass der feministische Gegenschlag nichts bringt. Das Ganze ist einfach Arbeit, hartnäckige Arbeit auch am eigenen Selbst als Frau. Wenn die eigene Position gut geklärt ist, ist sie automatisch stark und stellt wie von selbst eine Provokation dar für unsere patriarchale Gesellschaft.



Wenn jemand von außen, von einem anderen Ort nach Südtirol und vor allem nach Bozen kommt, wird er am Anfang ziemlich umworben, aber das hört bald auf. Haben Sie diese Erfahrung auch gemacht?

Solange man neugierig bleibt auf die Menschen in der Stadt, offen ist und interessiert und sich ständig um einen Dialog bemüht, kann das Interesse aneinander eigentlich nicht aufhören. Als Theaterschaffende muss ich neugierig sein auf die Menschen in ganz Südtirol, genau hinschauen, ihnen geben, was sie brauchen. Aber nicht nur. Ich muss auch Grenzen ausloten, die Menschen herausfordern, sie mit Tabus konfrontieren, unbequem sein. Man will ja aneinander wachsen. Das Theater ist sonst schnell tot. Ich denke, solange ich meine Arbeit in Bozen gut mache, dürfte es keinen Grund geben für ein wie auch immer geartetes Desinteresse.

Was für ein Arbeitsklima haben Sie bei den Vereinigten Bühnen Bozen vorgefunden?

Es war mir von Anbeginn wichtig, nicht nur zum Theaterdirektor, der ja mein wichtigstes Gegenüber ist, einen guten Kontakt aufzubauen, sondern zu allen Kolleginnen und Kollegen. Ich hasse Konkurrenz. Im Theater muss man denken und in die Tiefe gehen können. Wenn wir über Toleranz reden, über Parallelgesellschaften oder Rechtsradikalismus müssen wir diskutieren können, sonst laufen wir Gefahr, hohle Phrasen in die Welt zu setzen. Das wirkt sofort verlogen. Dafür habe ich unglaubliche Antennen. Das Theater muss ein Raum sein, der frei ist von Lügen. Dagegen kann von mir aus jede Menge Poesie einkehren, ganz im Sinne von Samuel Beckett, der weder belehren noch verbes-

sern, noch den Leuten die Langeweile vertreiben will, sondern Poesie in das Drama bringen möchte, „eine Poesie, die das Nichts durchschritten hat und in einem neuen Raum einen neuen Anfang findet“.

Was ist Ihnen beim Erstellen eines Spielplans wichtig?

Immer wieder einen neuen Anfang zu finden, mit Leidenschaft zu arbeiten und mit einer feinen Nase für die Themen unserer Zeit. Es ist mir wichtig, die richtigen Stücke für unser Publikum zu finden, es nützt niemandem etwas, wenn der Saal leer bleibt. Abgesehen von den finanziellen Vorgaben, die beim Erstellen eines Spielplans zu beachten sind, müssen wir an die Kinder denken, an die Schülerinnen und Schüler und natürlich an unsere Abonnentinnen und Abonnenten. Die richtige Besetzung der Theaterstücke ist das nächste große Thema. Wer spielt welche Rolle? Und wer inszeniert welches Stück? Auf die Auswahl der Regisseurinnen und Regisseure habe ich jedoch nur geringen Einfluss. Leider.

Nach den schicken trend- und selbstvermarktungsbewussten 90er Jahren im West-Theater gibt es wieder eine große Lust an Geschichten, an Inhalten, an klar umrissenen Figuren...

Dramatiker suchen heute vor allem nach den richtigen Erzählformen für ihre Geschichten. Roland Schimmelpfennig fragt sich mit jedem Stück aufs Neue, was eine Geschichte zu einer Geschichte macht. Sicher aber lebt jedes Theaterstück von der Verführung, so der Autor. Das Publikum schreibt also die Figuren mit, ergänzt und kombiniert in der eigenen Phantasie. Sie bekommen erst nach und nach ihre Konturen. Je geheimnisvoller, je angedeuteter das innere Drama eines Theaterstückes ist, desto interessanter ist es für die Schauspieler und desto mehr verlangt es von der Regie. Es geht immer um die Leerstellen im Text, um das, was jenseits der Worte liegt. Nicht umsonst schreibt Jon Fosse so viele Pausen rein in seine Stücke.

Auf westeuropäischen Bühnen boomt das Theater aus dem Osten. Nicht zuletzt wegen der Geschichten und klaren Plots. „Der Osten hat einen Fundus an Geschichten mitgebracht“, sagt Raoul Schrott.

Das osteuropäische Theater boomt meiner Meinung nach nicht wegen seiner Geschichten und klaren Plots, es handelt sich schlicht und einfach um einen neuen Theatermarkt. Hingegen denke ich, dass die Menschen in Zeiten von Internet und Facebook nach dem wahren Leben hungern, nach wirklichen Begegnungen. Das Theater zeigt allein schon durch die Realität des Schauspielers auf der Bühne ganz viel vom Menschen, er steht ganz le-



bendig da und findet ohne Zwischenschnitte hinein in die Fiktionalität der Figur. Das sind psychologisch ganz raffinierte Prozesse. Grandiose Regisseure wie Jürgen Gosch bringen Schauspieler dorthin, wo man glaubt, dass sie überhaupt nicht mehr spielen, also scheinbar ganz Mensch sind.

Theaterarbeit kostet Kraft und Energie. Woher beziehen Sie Ihre Energie?

Ich schenke mir jeden Tag einen schönen Morgen, flüchte am Wochenende in die Einsamkeit oder zu meinem Freund und mache Yoga. Genauso lustvoll aber werfe ich mich ins Leben. Letzten Sommer besuchte ich Neapel und Palermo, anfangs sehr im Zweifel, ob ich denn in diesen wunderbaren Städten auch genügend Kraft für das neue Theaterjahr finden würde. Als ich am Ende meiner Reise im Schatten eines Baumes auf den antiken Steinblöcken des Theaters in Segesta saß, fühlte ich mit einem Mal eine schöne Stille in mir.

Interview: Margit Oberhammer



Anna Quinz/Kunigunde Weissenegger

Sie sind überall dort zu sehen, wo kulturell etwas los ist. Sie treten häufig im Tandem auf, denn die beiden verbindet eine Leidenschaft, und die heißt „franz“.

Stellt euch bitte vor.

Anna: Ich bin Anna Quinz, lebe und arbeite derzeit in Bozen. Ich arbeite als Copywriter (Werbetexterin) in einer Agentur. Gemeinsam mit Kunigunde leite ich die Zeitschrift „franz“.

Kunigunde: Ich bin Kunigunde Weissenegger, komme aus Völs, wohne jetzt aus praktischen Gründen in Bozen. Ich arbeite freiberuflich in den Bereichen Texterstellung und Öffentlichkeitsarbeit.

Was ist „franz“?

Anna: „franz“ ist ein junges, multidisziplinäres Projekt, das von sieben, acht Personen geschaffen wurde, die aus Bozen kommen und gemischtsprachig sind. Das Projekt bespielt derzeit zwei Hauptplattformen: das Blogportal und die Web-Zeitschrift. Im Blog gibt es Informationen zum Kulturleben in Trentino/Südtirol und ein Diskussionsforum. Die Web-Zeitschrift erscheint einmal im Monat und behandelt jeweils ein spezifisches kulturpolitisches Thema.

Was unterscheidet „franz“ von anderen Kulturpublikationen?

Anna: Wir sind eine Publikation wie andere Zeitschriften auch, bewegen uns aber hauptsächlich im Internet. Wir sind eine Redaktion mit RedakteurInnen, FotografInnen, IllustratorInnen, VideomacherInnen.

Kunigunde: Ein Unterschied zu anderen Publikationen besteht in unserer Zweisprachigkeit und in der Multidisziplinarität zwischen Information, Meinung, Vertiefung und Formaten wie Blog, Magazine, Video, Fotoreportage, Illustration.

Mit der Möglichkeit interaktiv zu sein?

Anna: Im Dialog mit den Leserinnen und Lesern.

Kunigunde: Wir arbeiten auch ganz stark mit den neuen Medien wie z.B. Facebook.

Habt ihr den Eindruck, dass diese Form der Kommunikation in der Südtiroler Gesellschaft schon angekommen ist?

Kunigunde: Ja doch, Facebook funktioniert sehr gut. Jeden „post“, den wir veröffentlichen, kündigen wir über Facebook an. Über Facebook kommen

dann Kommentare und Reaktionen. Die Leute reagieren auf Facebook, weil dort wohl die Hemmschwelle niedriger ist. In einem zweiten Moment kann es dann auch geschehen, dass in den Blog umgeswitcht wird und dort Kommentare abgegeben werden. Auch das setzt sich so langsam durch.

Wie seid ihr auf die Idee gekommen, „franz“ zu machen?

Anna: Ein bisschen ist „franz“ aus der Asche von „cool_schrank“ geboren, jener Publikation, die wir als Redaktionsgruppe vorher herausgegeben haben. Mit „franz“ wollten wir uns mehr auf den Kulturbereich fokussieren und dazu ein neues Format schaffen. Ursprünglich sollte eine Zeitschrift entstehen. Den Blog wollten wir nur nutzen, um die Zeitspanne zwischen den Erscheinungsterminen zu füllen. Der Blog hat auf Anhieb gut funktioniert, weil er sehr schnell und angenehm zu nutzen ist. Deshalb haben wir beschlossen, beide Formate beizubehalten.

„cool_schrank“ war ein Druckerzeugnis?

Kunigunde: Ja, es gab keine Webseite.

Wie war „cool_schrank“ finanziert?

Anna: Durch private Werbung und von der Stiftung Südtiroler Sparkasse.

Und wie finanziert ihr „franz“?

Kunigunde: Zur Zeit gibt's noch kein Sparbüchlein für „franz“. Wir arbeiten alle freiwillig und mit Begeisterung. Wir suchen private Sponsoren, besser gesagt: Medienpartnerschaften, möglicherweise bekommen wir auch eine öffentliche Finanzierung. Im Moment ist das noch nicht der Fall.

Anna: Wir arbeiten vor allem an interaktiven Ideen, die für Sponsoren interessant sein können. Bei einer Medienpartnerschaft können wir Dienste wie Berichterstattung, Videos, vertiefende Interviews, Reportagen und Ähnliches anbieten. Das ist interessanter als ein Banner im Netz.

Kunigunde: Wir können auch weiterverlinken.

Wieviel Zeit investiert jede von euch in der Woche (beide lachen)... sagen wir besser täglich in „franz“?



Kunigunde: Am Tag sicher mehrere Stunden. Ich schaue gleich nach dem Aufstehen auf den Blog und kontrolliere zwischendurch immer wieder. Die Supervision darf nicht fehlen, wenn Redakteurinnen und Redakteure ihre Texte eigenständig ins Netz stellen.

Anna: Wir sind eine Gruppe von sieben, acht Leuten, alle arbeiten viel und die Rollen sind gut verteilt. Wir haben aber auch alle einen Brotberuf. Ich arbeite halbtags in der Werbeagentur, den Rest des Tages, auch viele Abende und Wochenenden widme ich „franz“. In dieser Startup-Phase müssen wir viel PR-Arbeit machen, immer unterwegs sein, bei Events dabei sein, das Projekt bekannt machen. Wir treffen uns mit vielen Leuten. Es ist eine Tätigkeit, die täglich mindestens zwei Stunden, meistens aber wesentlich mehr in Anspruch nimmt.

Das ist „volontariato culturale“, kulturelles Ehrenamt, mit viel Einsatz. Was treibt euch an, so etwas zu tun?

Kunigunde: Zuallererst sicher das Interesse an Kultur, an Ausstellungen, Konzerten, dem was kulturell passiert. Ich arbeite gern mit anderen Leuten zusammen. Dazu kommt die Begeisterung darüber, etwas auf die Beine stellen zu können. Den Erfolg sieht man an den Rückmeldungen, und das macht Freude.

Anna: Es ist ein Einsatz, bei dem man auch etwas zurückbekommt. Zwischen „cool_schrank“ und „franz“ sind wir jetzt schon seit vier Jahren dabei, arbeiten immer gratis. Wenn es einem da keine Freude machen würde... Vor allem „franz“ ermöglicht ein so rasches Feedback, dass auch Durchhänger leicht überwunden werden. Unser Ziel ist es aber auch, uns und das Projekt zu professionalisieren und einmal eine wirkliche Redaktion zu haben, uns bezahlen zu können, von diesem Projekt zu leben. Sehr schön ist die Arbeit in der Gruppe. Wir sind ein gutes Team, ItalienerInnen, Deutsche, Junge, weniger Junge. Es ist abwechslungsreich, und alle sind vom Wunsch getragen, hier eine Lücke zu füllen.

Kunigunde: Wir sind alle davon überzeugt, dass es diesen Blog braucht, weil es so etwas in Südtirol noch nicht gibt. Wir bekommen auch ständig Rückmeldungen. Das Projekt steht nie still. Darin unterscheidet es sich von anderen Medienprojekten. Es ist nach allen Seiten hin offen, und wenn jemand mit einer Idee kommt, schauen wir, wie wir sie unterbringen können.

Anna: Das ist wahrscheinlich auch eine der Schwachstellen der Gruppe. Wir sind so voller Begeisterung und haben so viele Ideen, die wir verwirklichen wollen (was uns meistens gelingt), dass die Arbeits-

belastung sehr hoch wird. Wir, Kunigunde und ich, erledigen den abwechslungsreichsten Teil der Arbeit, weil wir von Organisation über PR und Schreiben alles tun.

Wie habt ihr zwei euch kennengelernt?

Kunigunde: Ich weiss nicht, erinnerst du dich, Anna? (beide lachen). Das war noch zu Zeiten von „cool_schrank“, du Anna warst die Projektleiterin. Wie „franz“ hat auch „cool_schrank“ damals immer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen gesucht. Mich hat das Schreiben schon immer interessiert, und deshalb habe ich einen Brief an die „Gentile Signora Quinz“ (beide lachen) verfasst. Daraus hat sich die Zusammenarbeit ergeben, und daraus ist die Gruppe gewachsen, die für „franz“ arbeitet.

Anna: Ja, alles hat eigentlich mit mehreren „Gentile Signora Quinz, wir möchten mitarbeiten“ angefangen. Dann sind wir Freunde geworden. Der einzige Neuzugang bei „franz“ ist Fabio Gobbato, der Direktor, der von dem Projekt erfahren hat und mitarbeiten wollte. Er wurde förmlich aufgesogen.

„franz“ ist ein Mann, man identifiziert ihn aber mit euch beiden, die ihr Frauen seid. Warum der Name?

Anna: In unserem Kopf ist „franz“ etwas Frau, etwas Mann, etwas Kind, etwas alter Mensch, ein bisschen alle. Nach der Modezeitschrift „cool_schrank“ (Modezeitschriften haben immer Frauennamen), wollten wir einen Männernamen, einen Eigennamen, um deutlich zu machen, dass es sich um ein Projekt mit viel Subjektivität handelt. Schließlich geht es oft um persönliche Meinungen; „franz“ ist nicht distanziert und kühl, sondern direkt. Außer-

dem sollte der Name etwas ironisch aber nicht lächerlich sein, für Italiener und Deutsche wiedererkennbar, er sollte auch weibliche Wurzeln haben. Wir suchten einen Namen wie „franz“, haben an die 50 Namen gesammelt und am Ende ist es „franz“ geblieben.

Obligatorische Frage: Die „alpenrosen“ stellen Frauen vor, die im Kulturleben eine Rolle spielen, stellen Frauen in den Vordergrund. Eure Gruppe besteht aus Männern und Frauen. Gibt es irgendwelche Schwierigkeiten, weil ihr als Frauen die Führungsrolle habt?

Anna: Nein, die sind froh, dass wir alle Mühen auf uns nehmen.

Das ist auch ziemlich typisch...

Kunigunde: Mann, Frau, das ist nie ein Thema. Innerhalb der Gruppe nicht.

Glaubt ihr, dass diese Problematiken in eurer Generation bereits überwunden sind?

Kunigunde: In der Gruppe wird jeder nach seinen Qualitäten beurteilt. Ich habe schon den Eindruck, dass das von Generation zu Generation verschieden ist.

Anna: In unserer Gruppe macht jeder, was er kann. Wir haben vielleicht einfach mehr Lust darauf, uns diese Leitungsaufgaben anzutun. Vielleicht ist es nicht nur eine Generationenangelegenheit, sondern hat auch mit dem Arbeitsbereich Kultur zu tun. In der Kultur gibt es eine Unzahl von Frauen in Führungspositionen, in anderen Bereichen mag das anders sein.

Kunigunde: Mann, Frau, deutsch, italienisch, Inland, Ausland, das steht nie zur Diskussion. Es geht immer um den Succus, um den Inhalt.





Ihr seid aufmerksame Beobachterinnen des Kulturlebens in Südtirol. Was würdet ihr euch anders, besser wünschen?

Anna: Domanda difficile (Lachen). Das erste, was mir einfällt, ist der Wunsch nach einem besseren Marketing für die Kultur. Uns fällt auf, dass sich viele Leute darüber beklagen, dass in Bozen nichts los sei. Das macht mich wütend, denn es findet viel statt, vielleicht sogar zuviel, aber es wird von den Leuten nicht wahrgenommen. Eines unserer Ziele ist es, den Menschen die Dinge näher zu bringen. Wenn die Leute informiert sind, schauen sie sich die Sachen an, und sie gefallen ihnen. Man muss Wege finden, um den Leuten zu vermitteln, dass es in Südtirol nicht nur Äpfel und Speck gibt und Kastelruther Spatzen.

Kunigunde: Mir fällt auch als erstes die Kommunikation ein, die nach außen und die untereinander. Wichtig wäre mir auch die Zusammenarbeit unter bereits Bestehendem, die zwischen den Kulturschaffenden und zwischen den Nutzern. Mit dem Reden kommen die Leute zusammen.

Anna: Für mich ist Meran ein gutes Beispiel. Wenn dort etwas gemacht wird, ist die ganze Kulturwelt beisammen und alle arbeiten gemeinsam wie die Verrückten für ein einziges Projekt. Sicher ist Bozen größer, aber Bozen ist nicht New York.

Kunigunde: Wichtig wäre auch, dass man die Zusammenarbeit zwischen den Sprachgruppen sucht.

Glaubt ihr, mit „franz“ in diese Richtung etwas anstupsen zu können?

Anna: Wir können auf jeden Fall die Diskussion anregen. Wir organisieren keine Kulturveranstaltungen, wir können koordinieren und eines unserer Ziele ist es, alle Sprachgruppen auf unserer Plattform zu vereinen. Wir möchten zeigen, dass man auch ohne größere Probleme zweisprachige Sachen machen kann. Man redet zwar viel über Integration, aber schlussendlich tun sich immer noch die zweisprachigen Projekte am schwersten.

Ihr seid beide relativ jung. Wo möchtet ihr in 20 Jahren sein, wenn in eurem Traum alle Wünsche in Erfüllung gingen?

Kunigunde: Ich plane mein Leben nicht lange voraus, ich lasse mich gerne überraschen. Ich hoffe, dass ich die Pläne und Ideen so halbwegs verwirklichen kann, dass ich an einen Punkt komme, wo ich sagen kann: das was ich machen wollte, habe ich erreicht. Ganz banal wünsche ich mir, dass ich glücklich bin und dass ich beim Blick zurück nicht sagen muss, hätte ich doch dies oder das...

Gibt es da irgendetwas Spezielles, was du erreichen möchtest oder ergibt sich das Schritt für Schritt?

Kunigunde: Das ergibt sich Schritt für Schritt, ich bin ständig offen für Neues.

Gibt es Vorbilder?

Kunigunde: (Zögert) Nein, Vorbilder habe ich keine.

Anna: Ich bin eine, die eine Menge Pläne und Programme macht, welche das Leben dann pünktlich durchkreuzt. Mir passiert es immer wieder, dass ich am entgegengesetzten Ort von jenem bin, an dem ich gedacht habe, dass ich sein würde. Ich hätte zum Beispiel nie gedacht, dass ich nach der Uni nach Bozen zurückkehre, hätte nie gedacht, in der Welt der Medien zu arbeiten. Ich möchte mich nie überraschen lassen und werde immer überrascht. Wenn ich jetzt sagen müsste, was ich mir für die Zeit in 20 Jahren wünsche, dann würde ich heute sagen: sicherlich Bozen, eine schöne große Redaktion mit fünf Büros, Sekretärin, Schatzmeister, Wirtschaftsfachleuten, einem Büro für mich und einem für Kunigunde.

Interview: Renate Mumelter

Up in Michigan

Maria E. Brunner

Was wiegt mehr... Das Verlassen... Das Wegbleiben... Darum ist sie eine Auswärtige geblieben. Im Tal dort gab es keine Straßen aus Sand. Keine Orte die aus fünf Häusern bestehen und Wald und Bucht und Meer. Methodist Church. Middle school und farmer John's house. Blacksmith shop. Rot angemalt und aus Holz. Jedes Haus eigentlich eine große Holzhütte. Die Kronen der Riesenbäume darüber und der Rasen immergrün und kurz geschnitten bis zur Sandpiste der Straße hin. Aus der Küchentür konnte man durch das Glas und durch die Baumstämme auf den See sehen der eigentlich ein Meer war und in die breite Bucht. Im Sommer war die Bucht hell und weit. Im Winter türmten sich die Schollen und Berge aus Eis. Die Eisberge wuchsen über Nacht dort. Im Herbst war das Wasser braun. Still lag die Fläche unter den roten Baumkronen. Die letzten Fischerboote ankerten in der Bucht und lauerten auf Fang und trieben dann langsam hinaus in den Horizont. Kein Mond schien nachts auf die braune Fläche. Das Wasser platschte an die Holzbohlen des Piers. Es gab keine andere Wahl.

Nie wieder wird es ein Zurück geben können. Dort in das kleine Gebiet. Das war so schäbig gewesen beim letzten Besuch. Da saß der Anwalt und fragte beim Tapezierer nach den neuen Stühlen. Im Nebensatz setzte er das Honorar für die im tiefen Polster des Sofas versenkte Partei für den nächsten Fall fest und an der abfälligen Handbewegung erkannte die Partei ihre Chancen. Man musste sich schon wieder verteidigen lassen gegen die Tourismusverein-Projekte. Gegen den letzten Erlass des Bürgermeisters. Das war das Tagesgeschehen im kleinen Gebiet der schäbigen Heimat. Wohin man nur mehr Kontakt hatte über das Konto der Kanzlei. Das war wohl die Kunst auch reich und zudem noch modern zu sein und das oft ohne Vernunft und Plan. Zwanghafte Modernisierung. Ein Zug der vorwärts will und leer ist der Führerstand – der Ministerpräsident des Landes prozessiert auch gerade. So wird in das nächste Jahrhundert gerast. Früher Wälder Bergwiesen Gletscher. Jetzt war nichts mehr übrig davon. Weniger Skipisten und Massentourismus. Weniger Hochspannungs-

leitungen über unseren Köpfen. Weniger Durchzugsverkehr. Das bringt aber keine Eintrittspreise oben an der Grenze in die Glasbox die da für den Verkehr der erwartet wird aufgestellt ist. Der Kassenwart hat gar schon eine schöne Phantasieuniform. Mehr Ruhe. Die bringt aber kein Geld. Das Land der Kindheit gibt es nicht mehr. Das könnte zwar inzwischen wieder mehr Geld bringen. Was zur jahrhundertealten Überlebensphilosophie der Bergbauern gehört hat dafür schämt man sich und es wird vergessen. Ein paar Kurse bietet die Volkshochschule wohl wieder an. Bauernbrot im Holzofen wie in der alten Zeit.

Wie weit weg war es doch dieses winzige Gebiet. Die drei Wege zum Wasserfall sind dort nicht mehr auffindbar. Sie sind nicht mehr zu erkennen im Wildwuchs der Wälder. Am Morgen in Michigan Erinnerung daran wie der Vater am Morgen – eisig waren die klaren Nächte im Januar gewesen im Gebirge und der Himmel voller Sterne – das Kreuzzeichen machte. Eisern das Oberhaupt der

aussterbenden Familie spielte die gegen den Bankrott kämpfte. Vorzeichen von Parkinson zeigten sich bereits. Das war der Ritus am Morgen. Dann traf sich die Familie die keine war am großen Tisch eine Magd und ein Knecht waren noch da. Eigentlich auch Kostkinder. Die Magd und der freche Knecht hatten das Wort und spotteten über die junge Frau die nicht die Bäurin war. Es war alles so weit weg dass nur manchmal blitzartig Fetzen in der Erinnerung auftauchten. Berge und Gletscher. Eine Bühne war es geworden und so leer und verwaist und verlassen. Ein Chor kann darüber Klage führen in einer Sprache die nichts mehr mitteilt. Die Scham die Schande. Die Schuld der Schmerz. Das Verschwinden der Abbruch das Ende. Das Verschwinden der Stimme. Der anvertraut wurde die Pflicht zu erzählen. Der bekannt sind die Zusammenhänge. Syntax und Zweideutigkeiten. Die Fallstricke der Prosa.

Ein Brief kam etwa einmal im Monat. Das war dann kein guter Tag. Dort in dem kleinen Land mitten in den Alpen war sie bei dem letzten Besuch ganz sicher gewesen – das war es jetzt das Ende. Und es war besser so. Nun zog sich dieser Abschied schon so lange hin. Eigentlich seit sie in die Oberschule gehen sollte im zu weit abgelegenen Ort der sich Stadt nannte. Aus der sie nicht mehr jeden Tag nach Hause fahren konnte. Damals war dann der erste Besuch daheim wie man den Ort scheinbar noch in jenen Tagen nannte gegen Ende Oktober nötig geworden. Die Nonnen bei denen man ein teures Bett hatte und einen schlechten Kostplatz desinfizierten das Mädcheninternat kann sein es gab irgendeine Seuche. Schnee lag schon überall unten im Tal und der Zug kroch die unwegsame steile Strecke den Pass hinauf. Die Äste der Fichten hingen weit herunter schwer beladen mit Schnee. Das ärmliche Wesen eine für ihr Alter zu groß gewachsene Gestalt stand auf dem Gang des zugigen Lokalzuges und starrte auf das Tal hinunter. Das war es also gewesen. Man hatte eine erhöhte Position wenn man durch dieses verarmte Tal fuhr nur

als Zugreisender. Voller Unruhe endlich die Grenze die alte Landeshauptstadt und dann die Olympiastadt – die des Sommers – und den Flughafen international vernetzt und nur über die Luft wirklich gut zu erreichen. Panoramatisch gleichsam war der Blick auf dieses ländliche Stillleben. Und so die Hoffnung das Schwere aus der ganzen der langen der düsteren Geschichte dort zu überschauen und wegzuwischen mit dem Ärmel auf dem schmutzigen Zugfenster im einzigen Zug am Tag der am frühen Morgen von Holland nach Chicago fuhr. Das war der erste Abschied gewesen. Eine Schülerin mit den dafür nötigen Jahren die von der ganzen Tristesse dort schlagartig überfallen worden war und eingebrannt in ihr kurzes Leben hatte sich die Langeweile. Und die das Gerede über Hof und Heimat über hatte. Die alten Brandzeichen.

Der zweite und endgültige Abschied. Kaffeefahrten jeden Vormittag hatten dem winzigen Gebiet in den Zentralalpen den Rest gegeben. Die Walze der Karawane wurde durchgetrieben vom Hirten mit der Trillerpfeife und nach einer Stunde unter den historischen Lauben rattete der Bus nicht ganz abgasfrei in die nächste Alpenstadt mit Laubengängen Kreuzgang und einer Kirche romanisch oder gotisch. Die Römer oder Goten sollen die gebaut haben sagt der Fremdenführer mit der Trillerpfeife.

Dort hinter dem Busparkplatz überschwemmt von Geriatrie stand früher einmal ein Gebäude das sich Akademie nannte. Man dankte den Verstorbenen. Eine Anstalt für Fensterputzer aus dem Maghreb und Bauernmädchen die einen Posten hatten. Wichtig wirkte im Büro wer sich verbarg. Langes Waschen war angeraten vorher und nachher. Bakterienkiller und Seifenlauge standen überall bereit. Die Sommer waren ja so lang und so heiß.

Das Haus des Vaters. Es war inzwischen unbewohnbar. Das Leben der Mutter. Sie hatte ihr Leben verschenkt. Das hatte sie nun hinter sich ge-

lassen. Daran war sie doch nicht Schuld gewesen. Es war ihr eingeredet worden.

Das Land dort war überholt und längst überfällig geworden. Es wurde Sauerkraut in Form von Kohlköpfen angebaut gezüchtet und abgeerntet in immer höheren Regionen und alle waren zufrieden. Die Moderne hatte Einzug gehalten. Das Geld fehlte hinten und vorne. Schulden wurden gemacht. Bis es Platsch machte. So hatten die Alten früher gesagt wenn wieder einer Bankrott machte bei den Bauern. Aber das waren meist Abbrändler gewesen. Pensionierte Mittelschullehrer waren daneben auch leitend tätig. Auffällig ihr gebrülltes Telefonieren wie es Landmenschen zu tun pflegen den ganzen Tag. Disziplin oder Autorität waren die Fragen der Zukunft bei der ganzen Zuwanderung aus Pakistan. Die Schulbusse waren schon voll davon und die Billigsupermärkte. Im kleinen Land in den Zentralalpen sind die Feinde des Volkes ganz ohne Polizeigeleit weggegangen. Sie sind fast alle fort geblieben. Sie kommen nicht mehr zurück. Sie haben Orte gefunden wo mehr Platz war für sie auch wenn sie Fremde waren und sie dort auch Fremde bleiben wollten. Entweder Fremde die heute kamen und morgen blieben oder Wanderer die heute kamen und morgen gingen.

Sie sind zu Fremden geworden überall. Sie allein haben eine wirkliche Biografie erworben. Brüche. Katastrophen. Nie Routine. Nie Ruhe.

Die am Morgen am Pier die Lichter ausgehen sehen wollten. Die den Fischern zusahen alle Tage im Winter die mit ihrem Angelzeug weit hinausfuhren. Die mit den Klappstühlen ihren Rang einnahmen jeden Morgen am Pier und dort auf das Wasser starrten und die Bewegungen der Angelrute. Wortkarg waren sie alle und wollten alleine sein. Geredet wurde sonst schon genug. Wortlos standen sie erst wenn es ganz finster geworden war auf und fuhren ihr Angelzeug im Karren zum Truck auf dem Parkplatz hinter den Dünen. Schweigend hatte

man auch auf dem Hof die ganzen Jahre nebeneinander gearbeitet Tag für Tag die gleichen Handgriffe. Wortlos auf das Vieh gestarrt und das Wetter. Dies war die Ordnung gewesen und gut dass man dazu nichts zu sagen brauchte da keine Worte ausgereicht hätten dafür. Die Erzählung endet mit dem Satz: Sie dachte an das Schreibheft. Zuerst musste sie die Ruhe wiederfinden die Worte den Tonfall das Gleichmaß der Sätze musste den Knoten im Innern lösen dann würde sie endlich erzählen können. Dann erst würde man all diesem Schmerz einen Namen geben können den Grund herausfinden dafür wie es so weit kommen konnte. Jetzt kann davon noch nicht viel mehr erzählt werden. Außer wie doch lastet und drückt und sich staut und steht still die Zeit südlich der Alpen. Der Herbst. Wirklich sehr farbig und schön. Für verwöhnte Städter beginnt die Törggelezeit soweit sie nicht von den Fremdenverkehrsleuten ruiniert wurde. Ein Grab hatte sie dort gelassen im Tal unter der Grenze auf dem prächtigsten Platz des Friedhofs am Eingangsportal. Das Grab hatte auch einen langen Kampf überstanden. Das Grab das der Erwin und seines Zeichens Bürgermeister wegbaggern lassen wollte. Dagegen hat sie sich zur Wehr setzen müssen. Dann kam die Verlegung des Grabes das zuerst nach hinten an die Mauer und dann wieder nach vorne geschoben werden sollte. Dann kamen die Einschreiben die Hecke vor dem Hof sei zu stützen behindere und gefährde die öffentliche Sicherheit. Das Bankkonto der Kanzlei die diese Korrespondenz nun erledigen musste gab ein beredtes Zeugnis davon ab es war einfach zuviel geworden und die Einschreiben konnten ja so viel einfacher zugestellt werden. Die schöne Regelmäßigkeit der Einschreiben als Vorboten der versuchten Grundstücks-Enteignungen. Das Bankkonto der Kanzlei war inzwischen der einzige Kontakt geworden zu einem kleinen überflüssigen Gebiet in den Zentralalpen. Billig ausverkauft und kaputt.

Am Pier wird noch manchmal schweigend die Geschichte einer Rückkehr abgetastet in Gedanken.

Es ist die Geschichte eines Fußmarsches in der Nacht herunter vom Grenzbahnhof und hinein in das verkommene Tal und rasch wieder talauswärts auf dem finsternen Hohlweg wo es nichts anderes mehr gibt außer Heidelandschaften. Missgunst. Gedeemütigte Kindheit. Asche.

Warum sind in der langen Zeitspanne nicht auch die von denen man es eigentlich erwartet hätte weggegangen. Grundlos nicht. Haben ihre wohlbestallten Ämter am gleichen Tag nicht aus Protest niedergelegt. Wohl weil es dort keine Straßen aus Sand gibt. Keine Orte die aus fünf Häusern bestehen und Wald und Bucht und Meer. Die Holzhütten nicht rot angemalt sind und aus Holz. Es fehlen die Kronen der Riesenbäume darüber und der Rasen immergrün und kurz geschnitten. Es ist keine Sandpiste da zur Straße hin. Aus der Küchentür konnte man nicht durch das Glas und durch die Baumstämme auf den See sehen und in die breite Bucht. Wenn im Sommer die Bucht hell war und weit. Im Winter sich die Schollen und Berge aus Eis türmten und über Nacht dort wuchsen. Im Herbst das Wasser braun war und still die Fläche unter den roten Baumkronen lag. Die letzten Fischerboote in der Bucht lagerten und lauerten auf Fang und dann langsam hinaus in den Horizont trieben. Kein Mond nachts schien auf die braune Fläche. Das Wasser nicht an die Holzbohlen des Piers platschte. Dies waren die langen Tage der Stille am See gewesen und gut dass man dazu nichts zu sagen brauchte da keine Worte ausgereicht hätten dafür.

Ihr Leben war ein ständiges sich Drehen geworden und Wenden geschlagen vom Wind die Wellen des Sees in den langen Wintermonaten. Sie gehörte nun zu der Gruppe von Menschen die ihre Stadt verloren haben oder ihr Dorf. Bei ihr war es nur ein Tal gewesen. Die auch nichts mehr in ihrem Gepäck gefunden haben bei der Überfahrt. Vom Zugfenster aus sah sie bei ihrer letzten Abreise die Straße ins Tal. Sie wurde aufgerissen. Die Bauarbeiter bauten alles ab. Es sollte eine breite

Straße entstehen. Stein um Stein. Aus den Trümmern der alten Straße. Sie sollen es ruhig erfahren dort im Tal. Nur ungern ließen die sich sagen dass unverständliche Handlungen sich aus verständlichen ja manchmal sogar vernünftigen Motiven ergeben können.

Es hatte sich zugetragen nach dem ersten Schneesturm. Man rätselte auch gar nicht lange darüber. Auch wenn niemand wusste wer sie war woher sie kam und warum sie plötzlich wieder verschwand. In einem Land wo dies an der Tagesordnung war dass über Nacht ganze Familien verschwanden und ein leeres Haus zurückließen in dem sie unerklärlich lange – nachdem man schon die letzten Möbel hatte versetzen müssen – noch gelebt hatten. In der Nacht war in kurzer Zeit ein halber Meter Schnee gefallen. Am Morgen war es um das Haus herum nicht so still wie sonst gewesen. Man hörte Leute die versuchten sich durch den Schnee zu arbeiten. Die Autos auszuparken. Langsam nur war der flache Landstrich unter dem Schnee aufgewacht. Die Farmer hatten kurzerhand die Schaufel vorne am Truck befestigt und so als einzige freie Fahrt. Über dem See war ein Morgenrot zu sehen gewesen es hatte sich aufgestaut. Es leuchtete. Die Gischt der Brandung stieg streckenweise höher als der rote Leuchtturm auf dem Pier. Es schneite und schneite und es hatte pausenlos geschneit die ganze Nacht über. Räumfahrzeuge versuchten die Hauptstraßen freizukriegen. Es gelang nur begrenzt. Autos lagen rechts und links der dreispurigen Straßen mehr oder weniger schief im Schnee. Aufgefangen von dem Kissen der Schneemassen. Mit Schaufeln bemühten sich die Insassen die meist unförmigen Fahrzeuge – Trucks und Großraumlimousinen die eigentlich schon Kleinbusse waren – wieder soweit freizuräumen. Wie alles in dem großflächigen Land waren auch die Fahrzeuge zu groß zugeschnitten. Im Schnee arbeite sich jeder stumm voran und ganz ohne Geschrei. Ohne Panik. Das war der normale Lauf des Lebens an der Grenze zu Kanada. Jeden Winter kam dieser Morgen einmal früher

und einmal später. Das Jahr in dem die fremde Person verschwunden war hatte es eigentlich ganz traditionell nach Thanksgiving begonnen. Erster Schnee. Sturm über dem See einige Nächte zuvor. Unheimliche Farben schichteten sich dort violett und schwarz. Darüber stahlblau. Die Kinder bauten Schanzen auf den Gehwegen die von den breiten Dünen – eigentlich schon Hügel – seewärts führten und mit den Snowboards in rasender Fahrt seewärts waren sie nicht mehr zu bremsen. Von den steilen Dächern hingen am Morgen als sie verschwunden war breite weiße Fahnen Schnee herab ... es ist der Wind der unersättlich ist. Kein Boot war mehr auf dem kohlschwarzen Wasser des Sees. Keine Möwe zu sehen. Auf den nackten Bäumen – der Indian summer war ein kurzes Zwischenpiel gewesen im Jahr als sie verschwand – da saßen sie nun die letzten Zugvögel wie zu Klumpen in Schwarz erstarrt. Sie hatten den Anschluss verpasst. Schuppen grau und blau bewegten sich auf der schwarzen Haut des Sees am Morgen als sie verschwunden war die Person mit dem Akzent. Der Rand des Sees hatte eine weiße Krone aufgesetzt. Weißer als der Schnee. Schneeweiß war der trockene Schnee vom Himmel gefallen. Er war weißer als der neue Zaun am See. Und über dem schwarzen Spiegel des Sees hing der trübe Himmel eine Nylonfolie in Anthrazit. Es rieselte leise. Hagelkörner. Darunter Eiskörner. Es waren Schneekörner in der Luft. Wirbelnd zog der Wind die Körner in Bahnen durch die leeren Straßen. Die Gischt der Brandung am side walk froh und mischte sich auf dem hohen Metallzaun und auf der Betonmauer mit den Schneekörnern. Eine einzige Möwe ließ sich doch blicken am Morgen. Eine Nachzüglerin. Sie stand gefühlte Minuten lang in der Luft mit ausgebreiteten Schwingen getragen vom Wind. Nach oben trieb der Sturm die Möwe ganz weit nach oben und ließ sie wieder herabfallen. Gelassen konnte das große Tier sich einfach treiben lassen und bewegte die Schwingen nur leicht. In dieser Stimmung geriet gar so mancher Zahler astronomisch hoher Studiengebühren auf dem Campus in eine

fast kindische Stimmung. Schneebälle flogen herum. Auf Rache wurde gesonnen. Professoren purzelten mit Studenten zugleich aber doch in sekundenschnellen Abständen auf den vereisten Wegen zwischen den Gebäuden dahin – Lake Michigan Hall und Lake Ontario Hall oder Mackinac Hall reihten sich aneinander. Das Eis war von blauer klarer Farbe und die langen schmalen Wege zwischen den einzelnen Gebäuden so perfekt vereist für Schlittschuhe am Morgen als die fremde Figur mit dem undefinierbaren Akzent verschwunden war. Es entwickelte sich – das brachte so ein Schneesturm mit sich denn man konnte das Gebäude des Blizzards wegen nicht mehr verlassen – eine Diskussion. Das Zimmer war so dunkel dass ohne Licht nichts gesehen werden konnte. Sie dauerte an die Diskussion bis zum Abend. Bis sich der Sturm legte. Darüber wofür das Geld des Staates bestimmt war und wer von den Zuwanderern welchen Status und Abschluss erreichte. Und dass es für Ausländer überall immer kälter wurde. Durch die Fenster fühlte man im Raum die Kälte regelrecht. Den Sturm. Den Schnee der rieselte. Aber es dominierte vor allem die Kälte. In diesem Sturm brach sie wieder auf. Die alte Geschichte. Wo der Faden der Geschichte beginnt ... es war unmöglich den Punkt wiederzufinden.

Vorbei war das alles aber nicht vergessen und längst nicht vernarbt. Dieser Blick der Fremden hörte nie auf. Er war ganz tief eingegraben im Gedächtnis.

Wie peinlich klingen doch Lieder auf der Flucht. Das hatte sich eine Dichterin so wohl nur eingebildet. Was soll das überhaupt für eine Art von Flucht gewesen sein. Auf der Flucht war da tatsächlich eine Frau mit gelähmten Lidern nach der Nacht mit dem Jahrhundert-Blizzard. Das war wirklich eine Flucht ohne Wiederkehr. Nie wieder wollte sie das alles dort mit ansehen müssen. Ein paar Erinnerungen zumindest bewahren von einer Zeit nach der sich kaum mehr jemand richtete. Sie hatte lange Kolonnen aufgestellt. Verglichen. Gerechnet. Nach-

gedacht. Durchgestrichen. Alles wieder von vorne durchgerechnet.

Und so war auch der Blick in der Fremde geworden wie der des Vaters vor dem Tod. Das war der Blick dem es nicht mehr nach dem Singen von Liedern auf der Flucht war. Man durfte auf den Fotos für Visas International Drivers Licenses Resumes Press releases Advertisements und Immigration documents auch von Amts wegen nicht den Mund bewegen beim Fotografieren. Man durfte weder lächeln noch ein Lächeln andeuten. Der Hintergrund mußte rein Weiß sein was dem Foto die unangenehme Atmosphäre eines Leichenschauhauses verlieh. Das Kostkind mit seiner unendlichen Geduld. Seiner Ergebenheit. Mit den weit ausholenden Handbewegungen. Das sich alles bieten ließ. Jetzt verstand sie das nicht mehr. Aber die Unruhe war geblieben. Und sie zog fort von den Regionen der Flößer am breiten Fluss der aus dem See in den Süden floss. Jeden Tag war sie in Ferrysburg an den Anlegestellen für Boote vorbeigekommen zuletzt. Am Ende des Pfads der am Ufer entlangführte – es war tatsächlich nur ein Pfad mitten in der Wiese vor den Blockhütten am Seitenarm des Sees der sich in vielen Armen hineinfräß in das Landesinnere und der wucherte bis nach Holland und Fruitport – da stand eine Blockhütte mit eingeschlagenen Fensterscheiben.

Renate Kokot

„Schwanensee? Eine Schufferei“ – die Ballettlehrerin Renate Kokot ist eine der besten in Südtirol. Ihr Ballettstudio in Neumarkt gewinnt internationale Wettbewerbe und hat immer wieder professionelle Tänzer und Tänzerinnen hervorgebracht. Ein Gespräch über eine Herzensliebe, über große Opfer und über eine ewige Faszination: Das klassische Ballett.

Frau Kokot, Sie haben gerade im Training Ihre Schülerinnen mit den Worten angefeuert: „Der Standbeinpopo muss dampfen!“ Ist das der normale Umgangston im Ballett?

Ein bisschen zu autoritär, oder? Es ist einfach so: Wenn ich meine Muskeln total anspanne, dann fange ich an zu transpirieren. Es muss einfach dampfen, damit es gut wird.

Sie sind immer noch mit Leib und Seele Tänzerin? Mehr vielleicht noch als Pädagogin?

Ja, ich liebe das Ballett über alles und ich bin auch mit Leib und Seele und mit dem ganzen Herzen dabei. Mehr ist wohl kaum möglich. Verrückt, ja, man muss besessen sein. Ich glaube ich bin besessen.

Wann fing diese Besessenheit an? Schon ganz klein?

Nein, das kann man so nicht sagen. Das war am Anfang alles spielerisch. Mir hat das Tanzen irgendwie gefallen, obwohl ich nicht in einem Kulturmilieu aufgewachsen bin. Mutti war Sekretärin, und der Vater war Fahrtschullehrer, später dann Kraftfahrer. Wie bin ich eigentlich zum Ballett gekommen? Ich weiß es nicht. Ich kann mich noch nicht einmal mehr erinnern, dass ich meine Mutti als Kind gedrängelt hätte, dass ich tanzen möchte. Das ist so weit weg. Und ich habe auch erst mit sieben Jahren begonnen. Nicht wie manche hier schon mit vier Jahren.

Früh übt sich, wer ein Genie werden will?

Ach, ich weiß nicht. Da bin ich eigentlich gar nicht so sehr dafür. Weil der Geist noch nicht reif genug ist. Das kann man im Kindergarten machen, da muss man nicht in eine Ballettschule gehen. Ich hab da draußen noch ein süßes Foto hängen. Da bin ich sieben Jahre alt – und das einzige von den Mädchen, das weiter gemacht hat. Keine der anderen ist Tänzerin geworden.

Dann war die Ballettverrücktheit für Sie also nicht unbedingt schon ein Kleinmädchentraum?

Nein, nicht wirklich. Ein Mädchen aus meiner Klasse ging in den Ballettunterricht und ich bin mitmarschiert. Ich komme aus Weimar, dieser hübschen,

kleinen, berühmten Kulturstadt Weimar. Und mit 15 Jahren bin ich nach Berlin gekommen an die Staatliche Ballettschule...

... begann sie da, die Besessenheit?

Nein, eigentlich begann sie auch da noch nicht. So langsam vielleicht. Ganz langsam nur. Es hat mir gefallen zu tanzen, aber von Besessenheit kann man noch nicht wirklich reden.

Ein Junge ist an Ihrer Schule in Neumarkt, der Rest, sind Mädchen. Ist das Ballett ein Mädchentraum?

Ich habe im Moment insgesamt 44 Schülerinnen. Ja, das ist wohl etwas Frauenspezifisches, das Ballett, leider doch.

Warum lassen sich Mädchen Generation für Generation in diesen strengen Bewegungskodex hineinzwängen? Gehen drei, vier, fünf Mal die Woche in ein hartes Training, bis sie jeden Muskel unter Kontrolle haben. Bis sie mit ihrem Körper Dinge anstellen können, von denen Normalmenschen nicht einmal gewusst haben, dass sie möglich sind. Was sind die Zutaten für diese Besessenheit?

Ja, woher kommt das? Ich glaube, dass später mit der Reife, mit der Entwicklung der Technik auch die Erfolge dazu kommen. Und diese Erfolge sind es eigentlich, vermute ich einmal, die einen immer schärfer auf das Tanzen machen. Irgendwann, man merkt es gar nicht so richtig, will man genau das, und man will es immer wieder. Man braucht es wie die Luft zum Atmen.

Die Bühne ist also das Geheimnis? Die Menschen, die zu einem aufschauen und voller stiller Spannung warten?

Die Bühne, die eigene Präsenz, die Reaktion der Menschen, ja, das dort draußen Stehen ist sehr schön. Man ist zwar aufgeregt, aber das wird durch dieses schöne Gefühl mehr als wett gemacht. Meine größte Angst damals als junge Tänzerin war: Was mache ich bloß, wenn ich nicht mehr tanzen kann?! Dann aber, als ich noch an der Staatsoper in Berlin war – das war ja noch zu DDR-Zeiten – kam diese

berühmte Rente für Tänzer heraus. Es war vorgesehen, dass wir 50 Prozent des Bruttogehaltes als Rente bekommen sollten. Was jetzt natürlich, nach der Wiedervereinigung, den Bach runter gegangen ist, wie so vieles. Aber damals war ich erst einmal beruhigt. Ich hatte etwas in Aussicht, das es mir ermöglichte, vom Tanzen zu leben. Mein Wunsch war es immer schon zu unterrichten. Allerdings träumte ich nicht so sehr davon, Kinder zu unterrichten, sondern ich wäre lieber ans Theater als Trainingsmeisterin gegangen. Und ich bin auch überzeugt davon, dass ich auf diese Weise meinen Weg gemacht hätte. Aber das Leben hatte etwas anderes mit mir vor.

Sie sind irgendwie nach Südtirol geraten und haben, das muss man sagen, einer der größten und wichtigsten Tanz-Nationen der Welt den Rücken gekehrt.

Deutschland ist wirklich ein tolles Theaterland, ein Tanzland: Für alle Stilrichtungen offen.

Und trotzdem haben Sie dieses Ballett-Wunderland Deutschland verlassen und sind hier gelandet?

Ja, warum ist das passiert? Ich habe mich halt verliebt in einen Salurner. Und dann habe ich tatsächlich meine Schuhe an den Nagel gehängt. Damals war ich 35, da kommt sowieso nicht mehr die große Karriere. In dem Alter hat man eigentlich schon den höchsten Punkt erreicht. Ich bin hierher gezogen, hab geheiratet und bin Traktor gefahren auf dem Feld. Am Anfang hatte ich ja keine Arbeit. Es gab hier damals weit und breit kein Theater, das nächste war in Mailand... Da habe ich gedacht, jetzt ist's aus mit der Tanzerei.

War es dann aber nicht. Ich habe Sie eben an der Stange die Übungen vormachen sehen, die Ihre Elevinnen nachtanzen sollen: Und Ihr Körper ist noch immer voller Genauigkeit in der Bewegung, voller Kraft auch.

Ich musste irgendwie auch Geld verdienen. Es ist doch wirklich nicht einfach: als gestandene Frau mit eigenem Gehalt und dann plötzlich vom Mann jede Woche zehn Euro als Taschengeld zugesteckt



zu bekommen! Das war nichts für mich. Vor 28 Jahren, so lange ist das her, gab es hier noch kaum eine Ballettschule. Und die Schulen, die es gab, brauchten keine Assistenten, die haben alles alleine gemacht. Und da war es ganz schwierig, mit dem, was ich gelernt hatte, Arbeit zu bekommen. Ich habe dann in Trient angefangen, eigentlich in Modena, wo diese Schule eine Außenstelle hatte. Das hat mir gut getan, ich hab eine Zeit lang in einer netten Familie gewohnt, habe italienisch gelernt. Und dann war es dieser Raum hier, in dem wir uns gerade unterhalten, mit dem alles begonnen hat. Das war damals die Turnhalle von der Mittelschule...

... kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, so klein wie er ist.

Ja, stimmt. Aber damals hatte man noch nicht solche Paläste. Und für mich hat es gereicht.

Das stelle ich mir nicht so einfach vor. Ballett hatte hier keine Tradition. Die Menschen wussten vielleicht noch nicht, welche Disziplin es dafür braucht. Sie waren eine der ersten, die professionellen Tanz anboten, nicht nur ein paar Mädchen- und Mütterträume. Es fängt ja damit an, dass die Menschen womöglich nicht einsehen, dass die Kinder regelmäßig kommen müssen, dass sie diszipliniert am eigenen Körper arbeiten müssen usw. In Berlin ist das selbstverständlich, aber hier?

Ja, in Berlin war das klar. Dass man mindestens zehn Minuten vor Trainingsbeginn im Saal zu erscheinen hatte, um den Körper vorzubereiten. Der muss auf Antrieb, nach einem Fingerschnipsen des Ballettmeisters funktionieren. Sonst ist man weg vom Fenster. Und wenn man an so ein Haus wie die

Staatsoper Berlin gekommen ist, wenn man das geschafft hat, will man es natürlich nicht wieder aufgeben müssen. Da reißt man sich schon am Riemen.

Wie baut man also hier eine solche Ballettschule auf, wo doch die Leute in Neumarkt, am Anfang wahrscheinlich noch gedacht haben: Das geht so einfach wie es aussieht?

Das denken sie heute noch! Ich mache regelmäßig einen Tag der offenen Tür, damit die Eltern einen Einblick in unsere Arbeit bekommen. Und dann fallen ihnen förmlich die Augen heraus, was das für eine Riesenschuferei ist. Die Disziplin bedeutet ja nicht, dass man brav ist und still. Sondern man muss mit seinem Körper diszipliniert umgehen, das ist das Schwierige. Aber eigentlich muss ich sagen: Es hat richtig toll angefangen. Ich hab mit 23 Kinderchen begonnen und das ist ganz schnell mehr geworden. Da bin ich wie eine Verrückte, da gebe ich alles, wie eine Mutter, damit es dem Kind gut geht.

Sie haben eben im Training von Ihren Tänzerinnen verlangt: „Mach die Beine schlank“, „Drück den Rippenbogen weg“. Was verlangen Sie da von Ihren Schülerinnen? Die Beine sind doch einfach so wie sie sind. Und wenn sie nicht schlank sind, sind sie es eben nicht.

Nein, das stimmt so nicht: Das ist kein Yogi-Wunder, das ist einfach so. Der Rippenbogen wird beim Tanzen oft geöffnet und man muss ihn dann mit der Muskulatur zusammen halten, der Mittelkörper muss unbedingt fest bleiben. Sonst kann man nicht drehen, sonst kann man nicht stehen, sonst wackelt man nur so dahin. Und: Die Beine lang zu machen, das ist mitunter psychologisch bedingt. Wenn ich mir vorstelle, ich habe ein langes Bein, dann wird das auch lang. Das ist keine Zauberei: Man arbeitet dann einfach anders mit der Muskulatur.

Man kann also lange Beine trainieren?

Ja. Natürlich nicht in Zentimetern und Millimetern gemessen, das ist keine Streckbank. Aber man bekommt eine lange Muskulatur und dann wirken die Beine länger. Man kann auch eine kurze kompakte Muskulatur erschaffen, wenn man im Training etwas falsch macht. Das ist dann so ziemlich das Gegenteil von dem, was wir als Tänzerin wollen.





Da sind wir dann bei der Schönheit der Tänzerin, von der so viele junge Mädchen träumen. Ist das auch ein Teil dieser Besessenheit? Die Ballerina, ein magisch schönes Wesen?

Schönheit kommt von innen. Wenn ich etwas schön finde, dann meine ich nicht eine ebene Nase oder lackierte Fingernägel. Das sind alles Sachen, die vergänglich sind. Es gibt ja auch alte Menschen, die schön sind. Das ist ihre Ausstrahlung, ihre Aura. Und die kommt von innen. Das haben viele meiner Kinder noch nicht so richtig verstanden, sie sind einfach noch zu jung. Aber man kann sie ein bisschen kitzeln, an ihrem Ego.

Eine gute Tänzerin macht nicht viel: Sie geht nur auf die Bühne, vielleicht steht sie ganz allein dort oben. Und trotzdem ist der Saal still, wie atemlos in der Erwartung. Wie macht man das?

Ich gebe auf der Bühne das von mir, was ich fühle, ich lasse mein Gefühl nach außen. Das muss, glaube ich, jeder Künstler machen. Ob er Klavier spielt oder mit der Stimme agiert. Wenn das Gefühl nicht stimmt... Man muss sehr gefühlvoll sein. Die ein bisschen unterkühlten, die kommen dann auch so herüber. Da hilft das beste Training nichts.

Was haben Sie am liebsten getanzt?

Ach, am liebsten habe ich die „Paquita“ getanzt, die Romantik wie die „Chopiniana“ und „Giselle“, „Schwanensee“ schon auch. Das war eine Schufferei, drei Stunden hintereinander. Ich war keine Solistin an der Staatsoper, ich habe nur das kleine Solofach bekommen, wie zum Beispiel den Tanz der vier kleinen Schwäne aus „Schwanensee“ oder eines der Halbsoli in der „Symphonie in C“ von George Balanchine, oder in „Des Kaisers neue Kleider“ den schalkhaften Schneiderlehrling.

Balanchine hat dem Ballett eine neue Sprache gegeben: schnörkelloser, reiner, ästhetischer als je zuvor. Plötzlich hatte die Bewegung...

... einen Sinn, genau, das ist es, was Balanchine getan hat. Auch wenn man seine „Streicherserenade“ sieht – traumhaft! Die „Symphonie in C“ war neben „Die vier Temperamente“ und „La Valse“ eigentlich mein größter Erfolg. Da war ich auch schon 33 Jahre alt, als ich das bekommen habe. Ich bewundere heute noch die Genialität dieser Choreographien.

Die Sprache des klassischen Balletts ist ja eine stilisierte Sprache, gänzlich unnatürlich, der Endpunkt einer Jahrhunderte langen Entwicklung. Für fremde Kulturen muss das ziemlich eigenartig wirken. Und trotzdem fasziniert es.

Ja, es fasziniert uns nach wie vor, aber es gibt auch eine Weiterentwicklung. Wenn ich John Neumeier einmal nennen darf: Wie er die Bewegungen zum Sprechen bringt – das ist einfach wunderbar. Da ist nichts mehr drin von einer vielleicht etwas überkandidelten romantischen Bewegungssprache.

Kann es sein, dass eine Tänzerin dauernd Opfer bringt? Sie erzählen von der „Schufferei“ bei Schwanensee, von wenig Geld, von Freizeitopfern aus Leidenschaft, warum das alles?

Tja, das ist einfach die Liebe. Ich liebe diese Klassik. Einer muss das doch pflegen. Wie bringt man ein Kind zum Ballett? Wenn ich mit ihnen in ein zeitgenössisches Ballett gehe, wo sie sich Sand über den Kopf schütten und die Wände hoch rennen, weiß ich nicht, ob das in ihnen die Lust auf Tanz weckt. Die Lust kommt doch, wenn sie – da sind wir wieder bei den Mädchen – diese elfenhaften Geschöpfe in ihren zauberhaften Kleidern sehen, mit ihren Flügelchen. Es ist die Märchenwelt, die sie reizt, die Parallelwelt zu unserer Welt, die ja bei Gott nicht gerade die idealste ist. Das ist es, was die Mädchen anzieht: diese Märchenwelt voller überirdischer Schönheit.

Interview: Nina Schröder

Laura Tabarelli

Viele Jahre betrieb sie gemeinsam mit ihrem Mann, Gianni Tabarelli, in Bozen ein Geschäft für Designmöbel. In den 60er Jahren entstand gemeinsam mit dem Architekten Carlo Scarpa die „Casa Tabarelli“ in Girlan – ein Kunstobjekt inmitten von Weingütern. Laura Tabarelli erzählt vom „richtigen und guten Leben“ und wieso sie heute von Kunst nichts mehr wissen will.

Frau Tabarelli, seit vierzig Jahren leben Sie in dieser fantastischen Villa in Girlan – geplant wurde sie von einem der bedeutendsten Architekten und Designer des 20. Jahrhunderts, Carlo Scarpa, und seinem Schüler Sergio Los. Haben Sie eine Bilanz für all diese Jahre?

Die Bilanz eines Lebens sollte man meist am Ende des Lebens machen. Wir, mein verstorbener Mann und ich, sind einfache Leute. Wenn wir es geschafft haben, ein solches Objekt der Kultur zu schaffen, dann ist uns doch etwas Wichtiges gelungen. Wenn man so will, dann ist das meine Bilanz. Mein Traum ist es ja, dieses Haus an die Universität Bozen zu verkaufen...

... ein Unterfangen, das sich seit Jahren hinzieht. Was, wenn das Haus am Ende niemand kauft?

Meine Aufgabe ist es, das Bestmögliche zu unternehmen, damit das Haus in die richtigen Hände kommt. Alles andere liegt nicht mehr in meiner Macht. Ich könnte aber auch mit dem Umstand leben, dass das Haus am Ende abgerissen wird. Mein Lebenszweck ist es, sich von allen Erwartungen frei zu machen – nur so kann ich richtig und gut leben.

So wie Sie das sagen, klingt das sehr leicht.

Nun, ich habe zehn Jahre lang daran gearbeitet, um zu dieser Einsicht zu kommen. Wenn man sich die Zeit für die tägliche Meditation und das Gebet nimmt, dann schafft man das irgendwann. Ich hatte Familie, musste zwei Kinder groß ziehen, den Haushalt führen und stand zusätzlich in unserem Geschäft – damals hatte ich keine Zeit für derlei Dinge. Das geht erst, wenn man alleine ist.

Noch einmal: Wie lebt es sich denn in so einem Kunstobjekt?

Es gibt zwei Universalkräfte, die Natur und die Kunst. Wenn man in einem Haus wie diesem lebt, einem Kunstobjekt mitten in der Natur, erhält man daraus die Kraft zum Leben. Ich habe mich hier noch nie einsam gefühlt, selbst wenn ich tagelang allein im Haus bin. Ich gehe dann zu meinem Baum im Garten, lehne mich an seinen Stamm, stelle mir seine Wurzeln vor, lausche der Natur – da kann man einfach nicht einsam sein. So lebe ich, habe ich ei-

gentlich schon immer gelebt. Und wie meine Kinder das Leben in diesem Haus empfunden haben – ich weiß es nicht, danach habe ich sie nie gefragt.

Wieso nicht?

Wenn sie Lust dazu haben, werden sie es mir erzählen.

Ihre Mutter wurde im Friaul geboren, wuchs in Österreich auf, Ihr Vater stammte aus Padua. Was ist Heimat für Sie?

Heimat hat für mich in erster Linie mit Respekt zu tun. Egal, wo ich bin: Ich möchte meiner Umgebung Verantwortung und Respekt entgegen bringen. Ich will menschlich sein.

Südtirol ist nicht Ihre Heimat?

Ich hänge sehr an diesem Land. Aber in meinem Inneren überwiegt immer der Respekt. Für mich ist wichtig, meine Mitmenschen so zu sehen wie sie sind, sie so auch zu akzeptieren. Mein Vater sagte immer, wir seien nur Gäste in diesem Land. Es gehöre uns nicht, entsprechend respektvoll müssten wir mit seinen Menschen umgehen.

Was ist dann Ihre wahre Heimat?

Hier, in diesem Haus bin ich zu Hause... obwohl, im Grunde genommen bin ich auch hier nur Gast. Ich versuche immer das Jetzt zu leben, egal, wo ich mich gerade befinde.

Und das gelingt Ihnen, im Hier und Jetzt zu leben?

Ich habe es seit dem Tod meines Mannes gelernt, habe es lernen müssen.

Was haben Sie sonst noch gelernt in dieser Zeit?

Die Glücksmomente einzusammeln. Hinter den aggressiven Worten der Menschen auch deren Ängste und Unsicherheiten zu verstehen. Selbst der spirituelle Weg schont einen nicht vor dem Hinfallen. Dieser lehrt einen aber auch, wieder aufzustehen. Ich habe gemerkt, dass man mit der Zeit auch nichts mehr verlangt – auch nichts von seinen eigenen Kindern. Diese gehören einem nämlich nicht. Nie. Auch das habe ich im Laufe der Jahre gelernt. Unsere Kinder werden uns von jemandem anvertraut, mehr nicht. Lieben heißt nicht, zu besitzen.



Sondern?

Die Liebe ist endlos – wie der Tod. Die Liebe hat keine Distanzen. Ich liebe meinen Mann immer noch so, wie wenn er am Leben wäre, dabei ist er schon seit zehn Jahren tot. Heute wird vieles missverstanden: Mit Liebe wird immer gleich Sexualität verbunden. Liebe ist nicht nur Sex. Die Liebe ist wie das Gute, wie die Schönheit. Sie ist mehr als Worte, sie steht vor allem anderen.

Glauben Sie an Gott?

Ich bin keine Anhängerin irgendeiner Religion, da ich überzeugt bin, dass das Leben an sich schon Religion ist. Ich bewältige das Leben so, wie es sich mir zeigt. Mehr kann ich nicht machen. Wenn ich ständig an die Vergangenheit oder die Zukunft denken würde – nein, das geht doch nicht! Man muss bewusst in der Gegenwart leben.

Der Glaube spielt in Ihrem Leben also keine Rolle?

Ich war nie eine praktizierende Katholikin, schon als kleines Mädchen nicht – sehr zum Leidwesen und Missfallen meiner Mutter und meiner Tanten. Als ich heiratete bestand meine Mutter darauf, dass ich davor zur Beichte ging. Ich tat ihr den Gefallen, sagte dem Pfarrer aber, dass ich nur aus diesem einen Grund zu ihm komme: um meine Mutter glück-

lich zu machen. Ich und die Kirche, das funktioniert einfach nicht. Der Pfarrer aber meinte nur: Ehefrau und Mutter sein, das seien die zwei schwierigsten Berufe überhaupt. Ich solle diese gut machen, dann passe das mit der Kirche.

Sind Sie glücklich?

Das kommt ganz darauf an, was man unter „glücklich sein“ versteht. Ich bin eine Person, die versucht, sich jeden Tag zu verbessern. Ob ich glücklich bin? Ich weiß es nicht.

Wie geht das: sich jeden Tag zu verbessern?

Man muss sich und sein Tun immer wieder in Frage stellen. Mit einer gewissen Unbeschwertheit sich den Aufgaben und den Leiden des Lebens stellen. Vielleicht ist das Glück. Wenn man versucht, das Beste aus sich zu machen, dann genügt das. Dabei weiß man ja nicht, was das überhaupt ist: das Beste von einem.

Man kann im Laufe des Lebens eine Ahnung davon bekommen.

Vielleicht, ja. Aber man kann ja auch schlechter werden.

Wir wollen noch einmal über das Haus sprechen. Es ist ein einzigartiges Beispiel zeitgenössischer

Architektur in Südtirol. Es folgt der Morphologie des Geländes und fügt sich harmonisch in die Landschaft ein. Wie hat dieses Projekt der „Casa Tabarelli“ eigentlich begonnen?

Als kleines Mädchen sagte ich immer, ich wolle einen großen, blonden Mann mit blauen Augen, der noch dazu Autofahren könne. Er muss kein Auto besitzen, aber damit fahren können. Nun, meine Wünsche haben sich alle erfüllt. Und da ich bis zu meiner Heirat im Alter von 25 Jahren auch ein eigenes Heim wollte, war ich diesbezüglich sehr beharrlich. Also war ich diejenige, die sich auf die Suche nach einem geeigneten Grund machte, die verhandelte und schließlich alles unter Dach und Fach brachte. Dieses Haus ist mit vielen Opfern und Mühen verbunden. Am Ende ist es ein Produkt von vielen Menschen, die davon besessen waren, es zu bauen. Alle haben sehr viel Liebe hier hinein gesteckt. In rund neun Monaten war es fertig.

Wie entstand die Freundschaft mit Carlo Scarpa?

Mein Mann, Gianni, war mit ihm befreundet. Obwohl Scarpa und Freundschaft, das war immer so eine Sache. Sie kannten sich, kamen gut miteinander aus. Ich aber war es, die mit Scarpa Klartext redete, wenn wir uns ein bestimmtes Material nicht leisten konnten, oder auf dies und jenes verzichten mussten. Scarpa zu widersprechen, das wagte sonst niemand!

Es war schwierig, mit ihm zu arbeiten?

Es war nicht leicht. Er war als Mensch sehr schwierig. Wenn die Zitrone für sein Getränk nicht richtig geschnitten war, trank er es nicht. Er hatte den Sinn für das Schöne. Jedes Objekt war bei ihm immer gleich ein Kunstobjekt.

Was für ein Mensch war er?

Große Personen haben oft sehr wenig Menschliches an sich. Das war bei Scarpa nicht anders. Ich hatte noch nie vor jemandem Angst, war auch nie jemandem hörig – beim großen Scarpa war das nicht anders. Seine Architektur allerdings, die hat mich immer schon sehr fasziniert.

Worin liegt der Reiz?

Die Faszination Scarpas liegt im Detail, in den kleinen Dingen, jenen, die man eigentlich gar nicht sieht. Seine Objekte hatten nie etwas Prahlerisches.

Was ist dieser „Sinn für das Schöne“?

Für mich ist das Schöne ein Miteinander von verschiedenen Dingen. Wie man lebt, wie man schaut.

In diesem Haus: Was ist hier das Schöne für Sie?

Alles. Die Atmosphäre. Es sind die Gegensätze, die das Schöne ausmachen.

Haben Sie Lieblingsobjekte im Haus?

Nein. Ich habe auch keinen bevorzugten Raum, in dem ich mich am liebsten aufhalte. Ich bin bereit, das Haus los zu lassen. Irgendwann muss man alles loslassen. Als ich nach 40 Jahren unser Geschäft in Bozen verließ, habe ich eine Kerze angezündet, das Leben in diesen Räumen noch einmal Revue passieren lassen – dann habe ich zugesperrt, das war es. Das Leben ist so. Man kann nichts mitnehmen, soll auch nichts hinter sich herziehen. Vor allem im Alter nicht. Man muss dafür sorgen, gut zu altern. Dafür braucht es einen freien Geist, ohne die Vergangenheit. Ansonsten sieht man all das Schöne im Leben nicht. Warum sind so viele Menschen so aggressiv? Weil sie von ihrer Vergangenheit blockiert werden! Thich Nhat Hanh, ein buddhistischer Mönch und Schriftsteller, meinte: „Achtung vor den kleinen Wunden! Sie werden zu Narben, welche mit der Zeit verhärten und undurchlässig werden und so dein Ich prägen.“



Was also tun mit solchen Wunden?

Sie verarbeiten, daran leiden und dann vergessen.

Kann man das denn, vergessen?

Man kann. Dafür muss man leiden – und sehr oft sterben.

Wie oft sind Sie schon gestorben?

Mama mia! Sicher schon hunderte Male!

Sind Sie manchmal müde?

Ja.

Wie geht es weiter, mit dem Haus, mit all dem hier rundherum?

Am liebsten würde ich mir eine kleine Wohnung in Bozen nehmen, dort in Ruhe leben. Ich bin müde, jahrelang auf eine Antwort zu warten, ob die Universität nun das Haus kauft oder nicht. Ich will endlich wissen, wie ich dran bin.

Sie haben Ihr ganzes Leben inmitten von Kunst verbracht. Gemeinsam mit Ihrem Mann führten Sie ein hochwertiges Einrichtungsgeschäft in Bozen, in Ihrem Haus gingen Künstler ein und aus. Welchen Stellenwert haben Architektur, Design, Kunst in Ihrem Leben noch?

Es gibt im Leben andere Bedürfnisse. Dabei ist es schwierig zu sagen, was man wirklich will im und vom Leben. Ich bin im Schatten von Gianni gewachsen. Dieser hatte den Sinn für das Schöne, für die Harmonie in sich. Ich aber hatte die Kreativität in mir, schon immer. Wenn es um Farben gegangen ist, musste immer ich die Entscheidungen treffen. Gianni hat mit seinem Laden Kultur gemacht. Und Kultur heißt auch, den anderen den schlechten Geschmack entziehen. Gianni war der erste, der moderne Möbel nach Bozen gebracht oder eine Plattner-Ausstellung organisiert hatte!

Und Sie haben ihm bei all dem geholfen.

Wir haben es gemeinsam gemacht, ja. Ich habe mich vor allem um das Geschäftliche gekümmert, dafür hatte mein Mann keinen Sinn. Ich war der Berg, er die Blume.

Wie setzen Sie heute Ihre Prioritäten?

Das Haus, die Beziehung zu meinen zwei Kindern, die Musik, die Natur, die Meditation und die Stille. Bücher, Telefongespräche mit Freundinnen. Mehr brauche ich nicht.

Sie interessieren sich kein bisschen mehr für Kunst?

Ich habe keine Lust mehr, in Museen zu gehen, mir Ausstellungen anzusehen. Was ich brauche sind Reisen in die Natur. Norwegen oder Patagonien – solche Länder würde ich gerne bereisen. Ich habe Lust auf das, was Gott ist. Nicht der Gott des Papstes sondern das, was über uns steht.

Angenommen Sie dürften auf die Arche Noah drei Gegenstände mitnehmen, für welche würden Sie sich entscheiden?

Etwas zum Musik hören, Schubert und Mozart. Einen Zeichenblock mit Farben. Ein Buch. Welches, da bin ich mir allerdings nicht sicher.

Und welche Gegenstände aus diesem Haus?

Die Skulptur von Scarpa, die Uhr von Macintosh – alles Geschenke von Gianni. Der Rest kümmert mich nicht.

Interview: Alexandra Aschbacher



Margareth Dorigatti

Margareth Dorigatti lebt und arbeitet in Rom und Berlin. Sie ist eine wichtige zeitgenössische Malerin und Dozentin an der Accademia di Belle Arti in Rom. Ihre Inspirationen bezieht sie aus einer intensiven Auseinandersetzung mit Literatur, Musik und vor allem aus dem Alltag. Margareth Dorigattis Themen, Farben, ihre Figuren, die Formen und Stoffe ihres Malens und Schreibens interpretieren Welt heute neu aus der Sicht einer Frau. Margareth Dorigatti kann außerdem wunderbar Fisch kochen und ist eine messerscharfe Denkerin und Beobachterin.

Sie schreiben in Ihrem Werk „Charlotte – Goethe“: „Mein Anliegen ist es, hinter Goethes Briefen die fehlende Charlotte zu erspähen, erahnen, ergründen und nach zwei Jahren intensiver Auseinandersetzung damit, glaube ich nun auch im Innern meiner großformatigen, hermetisch verschlossen-gemalten Briefumschläge Charlottes vernichtete Briefe herauszuhören.“ Mich beeindruckt die Sprachkraft dieser fiktiven Charlotte-Briefe. Sie haben einen besonderen und tiefsinigen Zugang zur Sprache...

Ich mag eigentlich lieber Bilder als Worte, aber oft brauche ich letztere, um das Definitive eines Bildes zu relativieren. Italienisch ist die Sprache des Kopfes, mit der ich als Dozentin mein täglich Brot verdiene; die Sprache meines Vaters. Deutsch ist die Sprache meines Herzens; die Sprache meiner Mutter. Ich bin deren Kind und bin mit beiden tief verbunden.

„Das Äußerste liegt der Leidenschaft zualler-nächst“, bemerkte Charlotte. Welche Bedeutung hat für Sie Leidenschaft beim Malen?

Ich könnte sie nicht wegdenken. Sie gehört dazu wie alle anderen Instrumente und Materialien.

Wenn ich Ihre Werkbiografie anschau, fällt mir auf, dass Sie sich immer wieder auch mit Musik beschäftigen: Sie lieben Maria Callas, haben sich mit der Johannes Passion auseinandergesetzt, in L'Aquila die Piazza durch „Barocco e Interdisciplinarieta“ gänzlich verändert. Welche Bedeutung hat Musik für Sie? Welche Musikrichtung hören Sie besonders gerne?

Musik ist eine Lebensnotwendigkeit und Freude, kurz vor der Malerei. Ich bin mit Oper und sogenannter Klassischer inklusiv Sakraler Musik aufgewachsen. Heute höre ich zwischendurch auch italienische und englische Popmusik und Rock.

Maria Lassnig bezeichnet die Feder als die Schwester des Pinsels. Was sagen Sie zum Verhältnis der drei Schwestern Malerei – Musik – Sprache?

Das ist wie bei der Dreieinigkeit der Göttin.

Den Bildern und Überlieferungen auf den Grund gehen – ein schier unberechenbarer Forscherinnengeist, eiserne Disziplin und was noch?

Freude am Entdecken der Zusammenhänge.

Sie setzen sich immer wieder mit weiblichen Figuren auseinander. Ein roter Faden durch Ihr Werk sozusagen...

Das liegt sehr nahe, wenn eine Frau ehrlich mit sich selbst sein will.

Haben Sie weibliche Vorbilder, an denen Sie sich orientieren?

Ja. Zum Glück viele, von meiner Urgroßmutter über Großmutter, den Tanten bis zu meiner Mutter, Marguerite Yourcenar, meine Freundinnen und noch viele andere.

Von 1988 bis 1992 hatten Sie einen Lehrstuhl an der Accademia di Belle Arti L'Aquila, 1992 einen Lehrstuhl für Decorazione an der Accademia di Belle Arti Bologna, seit 1994 zudem eine Gast-Dozentur an der Universität der Künste Berlin und Vorlesungen an der Akademie der Bildenden Künste München, seit 2005 eine ordentliche Professur an der Accademia di Belle Arti Roma. Von 2004 bis 2006 waren sie Dekanatsvorsitzende. Wie ist es für Sie als Frau in den höchsten Rängen der Kunsttempel zu arbeiten?

Oft anstrengend. Das Schlüsselwort ist hier nach wie vor Geduld und Nachsicht... mit Männern.

Gläserne Decke...

Ja, es sei denn man ist bereit so zu denken und zu handeln wie Männer es tun und sich als Frau nicht mit einzubringen. Und das ist nicht im Sinn der Sache.

Frauen Netzwerke in der Kunst...

Netzwerke haben in unserer westlichen Kultur immer auch mit ökonomischer, politischer und sogar mit religiöser Macht zu tun und diese Machtzentren liegen nicht bei Frauen.

Wie definieren Sie Kultur?

Was wir hier machen hat mit Kultur zu tun. Aber ge-



nauso ist es wichtig, dass die Pasta richtig gekocht wird und die Knödel richtig gedreht werden und nicht zu hart sind und dass die Trauben im richtigen Fass gären und dass die Kinder lernen, miteinander in mehreren Sprachen in einer harmonischen Landschaft zu spielen.

Sie leben und arbeiten in Berlin und Rom. Was bedeuten Ihnen diese beiden Orte? Immer in der Spannung zwischen Norden und Süden? Ausgespannt zwischen Widersprüchen und Fragen oder...

Berlin ist jung, luftig und experimentierfreudig, Rom ist erwachsen, geerdet und konservativ. Genau so fühle ich mich auch, in Berlin, in Rom. Die eine will nicht ohne die andere.

Sie sehen Südtirol aus Distanz, mal vom hohen Norden, mal von Rom aus. Was fällt Ihnen auf?

Da kann ich nicht objektiv sein, denn da bin ich geboren und aufgewachsen und ich hab es lieb.

Sie malen und lehren. Was tun Sie lieber? Was können Sie besser?

Ich mag beides sehr und bin mit beidem tief verbunden.

Wie beschreiben Sie Ihren Malstil?

„Stil“ ist immer einengend und kommt aus einer extrem männlich orientierten Sicht auf die Dinge und auf die Kunstgeschichte. Kunsthistorisch kann meine Malerei wahrscheinlich eingeordnet werden, aber dieser Aspekt interessiert mich nicht. Ich stehe mit meinen Emotionen, mit meinen Ideen und mit der Lust auf Abenteuer jedes Mal ganz neu und unvoreingenommen vor der weißen Leinwand. Dann lass ich kommen was kommt. Schon oft in meinem Leben ist dann daraus ein Bild geworden.

Was fasziniert Sie am Malen?

ALLES!

Was hat Ihr Malen beeinflusst? Auf was wollen Sie auf keinen Fall verzichten beim Malen?

Energie, Zeit, Ort, Material, Liebe.

Wie kommt frau zum Erfolg in der Malerei?

Ich weiß nie genau, was damit gemeint ist. Da wo es gelingt, mit einem Bild etwas zu sagen, was zum Herzen der Menschen spricht, kann ich anfangen, einen gewissen Erfolg zu ahnen.

Die glückliche Verbindung von sanfter Zartheit und feinem Fingerspitzengefühl mit einer konsequenten Hartnäckigkeit und strenger Arbeitsdisziplin zeichnen Sie für mich aus. Ist es Ihr ausgeprägter Forscherinnendrang, der sie weitertreibt, immer wieder neu und anders zum Nachdenken bringt, Ihren künstlerischen Weg zeigt... oder...?

Da bin ich noch ein Kind geblieben, das immer fragt: Warum? Und wehe es bekommt keine Antwort. Dann hört das Fragen nicht mehr auf... Ich hatte das Glück sehr früh schon zu wissen, dass die Kreativität wertvoll ist und ich habe sie immer – auf Kosten der Bequemlichkeit – beschützt.

In meiner Bozner Wohnung hängt ein Gemälde von Ihnen: *Visitazione* (Leinwand, 1999): expressiv-expressionistisch. Nachtschwarz, Rot, Blau, etwas Weiß. *Visitazione*, Heimsuchung: zwei Frauen suchen sich heim, was bedeutet das für Sie, für Ihr Werk?

Soviel, dass ich – von der biblischen Erzählung ausgehend – seit über dreißig Jahren an einem Buch darüber schreibe. *HEIM - SUCHUNG* hat viel mit meinem Leben als Heimsuchende zu tun.

Eine besondere Aufmerksamkeit für das Weibliche, mit vielen Fragen und Fragezeichen, auch Widersprüchen. Auch in Ihrer Arbeit „*Römische Tagebücher*“ (Zeichnungen und Gemälde) setzen Sie sich mit Frauenfiguren aus der griechischen und römischen Mythologie auseinander: Demeter, Klyteimnestra, Elektra, Antigone, Penthesilea...

Da antworte ich wieder gleich: Will eine Frau ehrlich mit sich selbst sein, dann setzt sie sich mit weiblichen Figuren auseinander.

Ihre Themen kommen aus der Bibel, aus der Mythologie, aus dem Leben...

Es hat mich immer schon interessiert, möglichst genau hinzuschauen, auf die Bibel, auf die Mythologie, aus denen unsere Kultur hervorgeht, und – mehr noch – mit offenen Augen durchs Leben zu gehen.

Ist Ihnen die Auseinandersetzung mit Feminismus, Gender Studies, Queer Studies für Ihre Arbeit wichtig?

Ich suche eher nach Archetypen, da treffe ich auf viele Muster und die zeigen sich mir in allen möglichen Farben.

Was sagt Ihnen Feminismus?

Der „Feminismus“ als solcher war eine Bewegung, die in den 70er Jahren ihren Höhepunkt erreicht hat. Frauen hatten versucht, mit anderen Frauen zu sprechen und nicht mehr einzeln, sondern gemeinsam der Männerwelt etwas von sich mitzuteilen. Heute ist der Kampf um Chancengleichheit wichtiger denn je, denn der Machismus – als Gegensatz zum Feminismus – hat nie aufgehört und ist allgegenwärtig, wenn auch nicht immer sofort sichtbar. Und gerade deswegen leiden Frauen und viele Männer darunter.

Von welchen Grundüberzeugungen lassen Sie sich leiten?

Zuhören ist mir sehr wichtig. Ich versuche auch zwischen den Zeilen zu lesen und auf die Vibration der Stimme der Menschen zu hören.



„Welcher Zauber gibt (Ihnen) Farbe für die Mitternacht?“ (Aus: „Diari Romani Römische Tagebücher Roman Diaries“)

Ich habe aus meiner Sehnsucht einen Beruf gemacht. Für mich fasst diese Antwort mein ganzes Leben zusammen.

Interview: Heidi Hintner



Judith Unterholzner

Sie hat Wirtschaftswissenschaften und Betriebsführung an der Freien Universität Bozen studiert, arbeitet in der Weinwirtschaft und ist begeisterte Volkstänzerin. Judith Unterholzner spricht drei Sprachen und interessiert sich für andere Kulturen, wobei ihr die Verwurzelung in der eigenen sehr wichtig ist. Sie hat sich intensiv mit Tradition und Entstehungsgeschichte der Volkstanzbewegung in Südtirol beschäftigt und möchte in ihrem Leben Tradition zeitgemäß leben.

Judith Unterholzner, seit wann tanzen Sie?

Ich bin seit 2002 Mitglied der Volkstanzgruppe Terlan. Eigentlich bin ich eher zufällig dazu gekommen; mit 16 hat man doch meist andere Freizeitbeschäftigungen als den Volkstanz. Ein guter Freund hat mich zu einem offenen Tanzen mitgenommen, wo es mir überraschenderweise sehr gut gefallen hat. Die Vereinsmitglieder waren alle sehr sympathisch und der Abend ist wie im Fluge vergangen. Eine Woche später nahm ich dann schon an der ersten Probe teil.

Welche Rolle spielt das Volkstanz in Ihrem Leben?

Auch wenn das Jahr 2010 aufgrund des 50-Jahr-Jubiläums der Arbeitsgemeinschaft Volkstanz sowie der Europeade sehr ereignisreich und arbeitsintensiv war, so ist das Volkstanz für mich doch vor allem eine interessante Freizeitbeschäftigung. (Die Europeade ist das größte Volkstanz- und Musikfestivaltreffen Europas; die 47. Ausgabe fand im Juli 2010 in Bozen statt.) Man pflegt die Traditionen seiner Vorfahren, erweitert den persönlichen Horizont und lernt interessante Menschen kennen. Zudem bin ich, seitdem ich im Landesvorstand der Arbeitsgemeinschaft tätig bin, viel für den Volkstanz unterwegs.

Sie tanzen also im ganzen Land?

Am öftesten tanze ich mit meiner Gruppe; wir proben einmal wöchentlich und treten regelmäßig im Dorf und in der näheren Umgebung auf. Zudem besuche ich auch Tanzveranstaltungen des Dachverbandes sowie anderer Volkstanzgruppen. Etwas ganz Besonderes sind die Auftritte außerhalb Südtirols, wo man die Möglichkeit hat, das Kulturgut seiner Region einem interessierten Publikum zu präsentieren.

Interessieren Sie sich auch für andere Formen des Tanzes? Gehen Sie ins Ballett? Zu zeitgenössischen Tanzaufführungen?

Wir versuchen in unserer Volkstanzgruppe bei der Probenarbeit als Abwechslung zu den Tiroler Tänzen, deren Repertoire beschränkt ist, da es nur eine bestimmte Anzahl von überlieferten Tänzen gibt,

auch andere Tanzformen mit ins Programm zu nehmen. So haben wir beispielsweise Disco Fox, Cha-Cha-Cha oder Tango gelernt; uns aber auch mit Tänzen aus der Zeit Mozarts beschäftigt. Auch die Europeade bietet jedes Mal eine gute Möglichkeit, Tänze anderer Regionen kennen zu lernen. Ballettaufführungen habe ich schon besucht, aber für alles reicht die Zeit leider nicht.

Sie haben wie gesagt die 47. Europeade mitorganisiert. Was nehmen Sie mit von dieser Veranstaltung?

Ich persönlich habe viel gelernt und gemerkt, dass ich sehr viel mehr zu leisten imstande bin als ich mir und auch dem Organisationskomitee vorher zugetraut hätte. Es war eine große Herausforderung dieses Festival auf die Beine zu stellen, wobei die positiven Rückmeldungen der Teilnehmer sowie die Begeisterung der lokalen Bevölkerung der beste Lohn für die ganze Arbeit und Mühe waren. Die Veranstaltungstage und auch die intensive Vorbereitungszeit waren nicht immer einfach, aber bei ca. 5.500 Teilnehmerinnen und Teilnehmern ist es wahrscheinlich auch gar nicht möglich, es allen recht zu machen.

Machen Tanz und Musik das Leben schöner?

Davon bin ich überzeugt. Es sind kreative Tätigkeiten, mit denen man viele schöne Stunden verbringen kann. Der Ausspruch „Musik ist die Stimme des Herzens, die jeder verstehen kann“, lässt sich genauso auf den Tanz ummünzen. Tanz und Musik sprechen eine universale Sprache.

Es macht also auch Ihr Leben schöner?

Ja, ganz sicher. (lacht)

Welche Tracht tragen Sie?

Ich trage die Terlaner Tracht, das ist eine historische Tracht, die zur Familie der Tschöggberger Trachten gehört. Typisch für diese ist das nicht geschnürte Mieder aus der heute sehr seltenen Meraner Seide. Das Thema Tracht interessiert mich sehr, ich habe mich intensiv damit auseinandergesetzt und mit einem Kollegen für 2010 einen Trachtenkalender zusammengestellt, der an alle Terlaner Haushalte



verteilt wurde. Trachten sollen lebendig sein und nicht zu einer reinen Uniform des Vereins verkommen. Sie sind nicht nur schöne Gewänder, sondern sagen auch etwas über unsere Kultur aus.

Sie sind aktiv in der Arbeitsgemeinschaft Volkstanz tätig, haben an den Jubiläumsbroschüren zum 40. Geburtstag der Volkstanzgruppe Terlan und zum 50. Bestehen der Arbeitsgemeinschaft mitgewirkt. Welche Rolle spielen die Volkstänze in Südtirol heute?

Der Volkstanz hat durch die Europeade sehr viel öffentliche Aufmerksamkeit bekommen. Aber abgesehen davon ist unsere Tätigkeit in den letzten Jahren stark angestiegen, unsere öffentliche Präsenz hat zugenommen. Im Moment gibt es 55 aktive Volkstanzgruppen und -kreise im Land. Als die Arbeitsgemeinschaft vor einem halben Jahrhundert gegründet wurde, waren es noch zwölf. In den vergangenen Jahrzehnten sind aber auch die Herausforderungen für den Verband gestiegen und facettenreicher geworden.

Auf welche Traditionen baut diese Form des Tanzens auf?

Die Volkstänze, wie wir sie heute pflegen, wurden von Prof. Karl Horak in der Zwischenkriegszeit auf-

geschrieben. Auch wir als Arbeitsgemeinschaft sind immer wieder dabei, neue Tanzformen, von denen ältere Generationen erzählen, zu erheben und für die nächsten Generationen schriftlich festzuhalten. Der Volkstanz wurde früher nur mündlich überliefert, von der Mutter zur Tochter und wiederum zur Enkelin und vom Vater zum Sohn. So haben sich die Formen im Laufe der Zeit stark gewandelt, auch innerhalb der einzelnen Talschaften. Wenn man zum Beispiel den „Boarischen“ betrachtet, gibt es da viele unterschiedliche Formen, je nachdem ob man sich den Tanz im Vinschgau oder im Pustertal anschaut. Ich kann einfache allgemeingültige Formen erkennen, aber auch viele tal- und bezirksspezifische.

Was sind typische heimische Tänze?

Es gibt eine Vielzahl heimischer Tänze und sie tragen meist auch den Namen des Orts, an dem sie gesehen und aufgeschrieben wurden. Zum Beispiel der „Lüsender Deutsche“, der wie es der Name sagt, aus Lüssen kommt; es gibt den „Knödeldraher“ aus Montan, ein anderer beliebter Tanz ist der „Museschter“, der aus dem Passeiertal stammt. Die Tänze, die wir als Mitgliedsgruppen der Arbeitsgemeinschaft Volkstanz in Südtirol tanzen, sind Tänze aus Gesamtirol, das heißt auch Tänze aus

dem Nord- und Osttiroler Raum sowie aus dem Fersental im Trentino sind dabei.

Haben Sie einen Lieblingstanz?

Spontan würde ich sagen, den „Tiroler Figurenlandler“. Landler sind Werbetänze, wo der Tänzer versucht, durch möglichst komplizierte und facettenreiche Formen seine Geschicklichkeit unter Beweis zu stellen und seiner Tanzpartnerin zu beweisen, dass er's drauf hat. Es ist immer sehr nett einen solchen Tanz zu tanzen, vor allem wenn man einen sympathischen Tanzpartner hat. Der Tanz ist jedoch nicht einfach, denn fast jeder Takt enthält eine andere Figur.

Lernen sich viele spätere Paare aus Ihrem Umfeld beim Tanzen kennen?

Ja, es passiert relativ häufig, dass man beim Tanzen seinen späteren Partner kennen lernt. Auch im Rahmen der Arbeit an der Chronik, wo ich viele alte Unterlagen gewälzt habe, ist mir das aufgefallen.

Wie ist das bei Ihnen?

Noch nicht passiert.

Welche Rolle spielt kulturelle Identität in Ihrem Leben?

Ich finde es gut, dass es in Südtirol noch so viele Vereine und Verbände gibt, die sich aktiv der Brauchtumpflege widmen und so für den Erhalt unserer kulturellen Identität sorgen. Die meisten bemühen sich sehr und leisten viel, nicht nur für ihre Vereinsmitglieder, sondern auch für die Allgemeinheit. Dank der größtenteils wirklich vorbildlichen Arbeit, bin ich überzeugt, dass auch in Zukunft noch

jene Traditionen hochgehalten werden, mit denen sich schon unsere Vorfahren identifiziert und mit ihrer Heimat verbunden gefühlt haben. Ich würde mich freuen, wenn ich meinen Kindern und Kindeskindern nicht nur vom Volkstanzen erzählen muss, sondern ihnen auch eine Gruppe beim Tanzen zeigen kann.

Was verstehen Sie unter kultureller Identität?

Für mich ist kulturelle Identität etwas zeitloses, das über Generationen, unabhängig von Trends und Modeerscheinungen, weitergegeben wird und vor allem richtig weitergegeben werden sollte. Aber natürlich ist sie auch einem Wandel unterworfen, vor dem man sich nicht verstecken sollte. Kulturelle Identität vermittelt aber auch ein Zugehörigkeitsgefühl, das jedem Einzelnen die Chance bietet, sich als Teil einer Gruppe zu fühlen und dieser anzugehören.

Sie sprachen davon „kulturelle Identität richtig weiterzugeben“. Wie macht man das?

Richtig wäre für mich, der Tradition entsprechend, aber trotzdem nicht mit Scheuklappen stur geradeaus gehend. Wenn ich das aufs Volkstanzen ummünzen darf, dann würde ich sagen, wir geben unser Repertoire an Tänzen weiter und sie sollen dabei richtig, also so wie sie überliefert wurden, getanzt werden; das heißt aber nicht, dass ich als Volkstänzer nicht andere Tänze lernen darf und bei den Proben nur die althergebrachten Unterlagen herangezogen werden. Es soll erlaubt sein auch einmal unbekanntes Terrain zu beschreiten, um so den persönlichen Horizont zu erweitern und über den Tellerrand hinauszuschauen. Es passiert in Südtirol leider sehr häufig, dass der Mensch sich mit dem begnügt, was er vom eigenen Land kennt und sich scheut auch mal etwas Neues zu wagen. Dadurch verpasst man die Chance, den großen kulturellen Reichtum, den es auch anderswo gibt, kennen zu lernen und Schätze zu entdecken, die es Wert wären, gehoben zu werden.

Sind Sie ein politischer Mensch?

Nein, das finde ich nicht.



Muss man in der eigenen Kultur gut verwurzelt sein, um andere zu akzeptieren und besser zu verstehen?

Ich empfinde es als sehr wichtig in seiner eigenen Kultur verwurzelt zu sein, weil man dadurch höchstwahrscheinlich auch andere Kulturen besser verstehen kann. Wenn man selbst bestimmte Werte lebt und sich für diese einsetzt, steigt sicherlich auch die Sensibilität gegenüber anderen Menschen und deren Lebenseinstellungen. Elementar ist dabei für mich auf jeden Fall, dass das Ganze einen angemessenen Rahmen hat. Es gibt sowohl im Rahmen der Gegner der aktiven Brauchtumpflege, als auch im Rahmen der Befürworter, Extreme, die es auf eine Spitze treiben und die den Kulturschaffenden dabei nur schaden.

Sie haben Wirtschaftswissenschaften und Betriebsführung an der Freien Universität Bozen studiert, arbeiten jetzt in der Weinwirtschaft. Hatten Sie nie Lust wegzugehen aus Südtirol?

Ich wollte das eigentlich immer machen. Für die Ausbildung bin ich dann aber nicht weggegangen, weil ich das Angebot der Universität Bozen mit einem dreisprachigen Studium als Chance für mich gesehen habe. Auch im Nachhinein bin ich froh, mich so entschieden zu haben. Das gute Erlernen von drei Sprachen zusätzlich zur fachlichen Ausbildung ist ein großer Vorteil. Für ein Praktikum bin ich dann aber nach Rom gegangen und habe dort in einem Hotel gearbeitet und vielleicht bringt die Zukunft ja doch noch einen Auslandsaufenthalt mit sich.

Der Weinbereich gefällt Ihnen?

Ja sehr, ich wollte schon immer in diesem Bereich arbeiten. Für Wein muss man sich begeistern können; entweder man ist vom Wein und der Welt rund um dieses Produkt fasziniert oder es lässt einen so gut wie kalt. Der französische Chemiker Louis Pasteur hat einmal gesagt, dass in einer Flasche Wein mehr Philosophie steckt, als in allen Büchern dieser Welt jemals niedergeschrieben wurde.

Was interessiert Sie über das Tanzen und den Wein hinaus?

Durch meine Arbeit habe ich die Möglichkeit bekommen, eines meiner Interessen zum Beruf zu

machen. Darüber hinaus zieht es mich sowohl im Sommer als auch im Winter in die Berge und in die Natur. Ich reise aber auch sehr gerne und lerne so andere Länder und Kulturen kennen.

Nochmals ein letzter Schwenk zum Volkstanz: Was sollte man dazu mitbringen?

Auf jeden Fall Begeisterung und Interesse; auch ein bisschen geschickt sollte man sein; und den Willen haben und motiviert sein, etwas Neues dazuzulernen.

Interview: Susanne Barta



Interviewt wurden:

Gabriela Oberkofler, 1975 geboren in Bozen, aufgewachsen in Jenesien, lebt und arbeitet in Stuttgart und Flaas. 1997-1998 Studium an der University of Visual Arts in Corner Brook Neufundland. 1998-2002 Studium an der FH für Kunsttherapie in Nürtingen. 2002-2009 Studium an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart bei Prof. Werner Pokorny, Prof. Micha Ullman, Markus Ambach und Prof. Rainer Ganahl.

Preise und Stipendien: 2007 Förderpreis des Künstlerbundes Baden Württemberg, Gründung der Projektgruppe „Local to Local“. 2009 Atelierstipendium der Kulturstiftung Rhein Neckar e. V., Heidelberg. 2010 Atelierstipendium art3, Valence, Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden Württemberg. Dr. Herbert Zapp-Preis für junge Kunst. Förderpreis der Columbus Art Foundation.

Ausstellungen: 2010 „Transaktionen 10“, Vertretung des Landes Niedersachsen, Berlin. „Fremde Heimat“, Kunsthalle Mannheim „Wilde Erdbeeren“, Hohenloher Kunstverein, Künzelsau. „Säen und Jäten“, Städtische Galerie Wolfsburg und Städtische Galerie Bietigheim-Bissingen. „Dr. Herbert Zapp-Preis für junge Kunst, Kunstverein Mannheim. „+6“, Shortlist der Columbus Art Foundation, Leipzig. „Dvina Silo Art Complex“, Zemaitijos National Park, Litauen. „Knödelinstallation“, Kunstmuseum Stuttgart. „Blutrote Waldameise und glänzend schwarzes Pech“, Atelier Wilhelmstrasse, Stuttgart. 2009 „Local to Local“, WG, Künstlerclub Malkasten, Düsseldorf. „bildschön. Schönheitskult in der aktuellen Kunst“, Städtische Galerie Karlsruhe. „broken tales“, Shanghai Theatre Academy, Shanghai. „Blumenstücke“, Schloß Filseck, Kunsthalle Göppingen. „Säen und Jäten“, Volkskultur in der zeitgenössischen Kunst, Städtische Galerie Ravensburg, Columbus Art Foundation. „Büyükada Resort Residence“, „Local to Local“, Prinzen-Insel, Istanbul. „Blut im Schuh“, Hospitalhof Stuttgart „durchaus exemplarisch“, Künstlerbund Baden Württemberg, Villa Merkel, Esslingen. „atelierforum“, „Local to Local“, Museion Bozen. 2008 „Local to Local“, „Institut für alpine Angelegenheiten“, Parallel Event Manifesta 7, Flaas – Jenesien, Südtirol, Italien. Saar Ferngas, Junge Kunst 2008/09, Pfalzgalerie Kaiserslautern, Stadt-galerie Saarbrücken, Galerie Schlassgoart Luxembourg, Kunstverein Ludwigshafen. 2007 „Grosse Kunstausstellung“, Haus der Kunst, München. „Local to Local“, Open Space Bae, Busan, Südkorea. „Two days only“, fruit and flower deli, New York. 2006 „We love to entertain you“, Städtische Galerie Villingen Schwenningen. „Spektakel Stadt“, Württembergischer Kunstverein, Stuttgart.

www.gabrielaoberkofler.de

Bettina Galvagni, geboren 1976 in Bozen. Studium Medizin, Französisch, Amerikanistik, Hebräisch. Lebt in Paris.

Veröffentlichungen: Melancholia, Residenz Verlag, Salzburg, Wien 1997 (Roman). Persona, Luchterhand Literaturverlag, München 2002 (Roman). Beiträge in Anthologien, Zeitschriften und Zeitungen (Italien, Österreich, Deutschland, Schweiz, Kroatien, Polen, USA).

Preise und Stipendien: Österreichisches Staatsstipendium für Literatur 1987/88. Ernst-Willner-Preis 1997. Rauriser Literaturpreis 1998. Österreichisches Staatsstipendium für Literatur 2006/2007
bettina.galvagni@gmail.com

Carmen Tartarotti wurde 1950 in Südtirol geboren. Sie studierte Germanistik und Politik in Frankfurt am Main. Ihr erster Kurzfilm

„Kribus- Krabus- Domine“ wurde 1982 mit dem Prädikat: besonders wertvoll ausgezeichnet. Mit ihrem Filmportrait über Friederike Mayröcker erhielt sie 1989 den Filmpreis der Stadt München. Ihr Dokumentarfilm „Paradiso del Cevedale“ wurde beim Internationalen Wettbewerb Film+Architektur in Graz mit dem Filmstein in Gold und mit dem Förderpreis des Kulturwerks /München ausgezeichnet. Zwischen 1997 und 2003 realisierte sie eine Videoinstallation im Bergwerkmuseum im Ahrntal und eine im Landesmuseum Schloss Tirol. Ihr jüngster Film „Das Schreiben und das Schwei-gen“ hatte auf der Viennale 2008 seine Premiere und wurde mit dem Hessischen Filmpreis 2009 ausgezeichnet. Carmen Tartarotti arbeitet seit 1979 als freie Filmemacherin in Deutschland, Österreich und Italien. Sie lebt in Frankfurt und Berlin.

Filmografie

1980: KRIBUS-KRABUS-DOMINE, Kurzspielfilm, 1983: DA CAPO AL FINE, Kurzspielfilm, 1985: JEDES HAAR WIRFT SEINEN SCHATTEN, 1987: DIE KUNST IST GEGEN DEN KÖRPER DES KÜNSTLERS GERICHTET, Filmportrait über die Schriftstellerin Elfriede Jelinek, 1988: WENN DIE SCHWALBEN ZIEHEN, 1988: DIE GESCHICHTE VOM TAPFEREN WEISSWAL. Filmerzählung für die Serie „Siebenstein“ im ZDF, 1989: 1 HÄUFCHEN BLUME 1 HÄUFCHEN SCHUH, Filmportrait über die Schriftstellerin Friederike Mayröcker, 1992: PARADISO DEL CEVEDALE, Dokumentarfilm, 1994: GANZALLERLIEBST. Vom Mythos der Kurstadt Meran. Dokumentarfilm, 1996: WUNDER ÜBER WUNDER, Märtyrerlegenden in der Südtiroler Freskenmalerei. Fernsehserie in 12 Folgen mit dem Kunsthistoriker Leo Andergassen. 1998: VIDEOINSTALLATION im Landesbergbaumuseum im Ahrntal. „Das Erbe der Gewerken und das Erbe der Knappen“, 2001-2003: VIDEO + SOUNDINSTALLATION in Schloss Tirol „Bilderwelt des Mittelalters“, 2004-2006: „ZWISCHEN GRANT UND ELENDE“, Dokumentarfilm, 2005-2008: „DAS SCHREIBEN UND DAS SCHWEIGEN“, Dokumentarfilm mit Friederike Mayröcker.

www.carmen-tartarotti.it; ctartarotti@gmx.net

Anna Wielander-Platzgummer, geboren 1937 in Schlanders, Kunststudium bei Peter Fellin, später an der Akademie der Bildenden Künste in München und am Magistero artistico in Florenz. Seit 1965 unterrichtete sie an Südtiroler Mittel- und Oberschulen Kunst. Verschiedene Ausstellungen und Publikation, darunter „Kinderreime im Vinschgau“, „Leinen und Leinenstickerei“. Heute lebt Anna Wielander-Platzgummer mit ihrer Familie in Schlanders.

h.platzgummer@gmx.net

Ina Tartler, geboren 1966 in der Nähe von Kronstadt (Braşov), Rumänien. Mit 22 Jahren verließ sie noch während der Ceauşescu-Diktatur mit ihren Eltern das Land und fand in Deutschland eine neue Heimat. Sie studierte an der Universität München Germanistik, Theaterwissenschaft und Psychologie. Nach dem Studium machte sie eine Dramaturgie-Assistenz am Theater Basel und arbeitete 2002 beim Festival „Theater der Welt“ in Köln. Ab August 2002 trat sie für 6 Jahre ihr erstes Engagement als leitende Dramaturgin am Schauspielhaus Salzburg an. Sie übersetzt Stücke von rumänischen Gegenwartsdramatikern (Gianina Cărbunariu, Ştefan Peca, Vera Ion) ins Deutsche. Seit August 2008 arbeitet sie als Dramaturgin an den VBB. **ina.tartler@theater-bozen.it**

Kunigunde Weissenegger, 1977 in Bozen geboren. Besuch des Humanistischen Gymnasiums. Studium der Übersetzung in Innsbruck, Granada und Rom. Diplom. Textproduktion, Übersetzungen,

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in diversen Sprachen und für diverse Auftrags- und Arbeitgeber. Liebt Sprachen und Sprache. Ist viel unterwegs. Lebt in Südtirol.

weissenegger@franzmagazine.com

Anna Quinz, 1980 in Bozen geboren, Studium an der Universität Bologna (Theatergeschichte an der DAMS). 2005 Arbeit bei der Redaktion von Modem in Paris, wo Führer für die Fashion Week hergestellt werden. 2006 Arbeit im Presseamt der Stiftung Stadttheater in Bozen, Arbeit als Project Manager für die Tanzkompanie TEMA von Veronika Riz und als Stylistin für verschiedene Verlags- und Marketingprojekte. 2007 gründet und erfindet sie cool_schrank, die erste Mode- und Kulturzeitschrift in Südtirol und leitet sie bis 2009. Seit 2009 arbeitet sie als Werbetexterin und ist gleichzeitig Kreativdirektorin und Koordinatorin des Portals und der Online-Zeitschrift franzmagazine.com.

quinz@franzmagazine.com

Renate Kokot wurde in Weimar geboren. Mit sieben Jahren begann sie, Ballettunterricht zu nehmen, mit 15 wurde sie auf der renommierten Staatlichen Ballettschule Berlin aufgenommen. Bereits als 18jährige hatte sie ihr erstes Engagement am Theater in Stralsund. Zwei Jahre später kam sie ans Metropol zurück nach Berlin. Von dort aus wurde sie von der Staatsoper abgeworben und in das Corps de Ballet aufgenommen, wo sie in „Schwanensee“, „Paquita“ (Musik: Ludwig Minkus), „Chopiniana“ (auch „Les Sylphides“ genannt, von Michel Fokine nach Musik von Frédéric Chopin), „Giselle“ (Musik: Adolphe Adam) oder „Symphonie in C“ (von George Balanchine nach Musik von Georges Bizet) und vielen anderen Produktionen mitwirkte. Im Alter von 35 kam sie nach Südtirol, wo sie seit 28 Jahren das Ballettstudio Renate Kokot in Neumarkt führt. Zu ihren Schülerinnen gehörten Gerti Drassl, Anita Harb u.a.
ballettstudio@virgilio.it

Laura Tabarelli, 1933 in Bozen geboren. Ihr Vater stammte aus Padua, ihre Mutter wurde im Friaul geboren und wuchs in Österreich auf. Sie heiratete Gianni Tabarelli, gemeinsam bauten sie 1968 in Gurlan, inmitten von Weinbergen, eine Villa, heute bekannt als „Casa Tabarelli“. Geplant wurde diese von Carlo Scarpa und Sergio Los. Laura und Gianni Tabarelli führten viele Jahre in Bozen ein Einrichtungsgeschäft. In späteren Jahren unterrichtete Gianni Tabarelli Designgeschichte an der Bozner Akademie für Design.

Margareth Dorigatti, verbringt ihre Kindheit im Familienansitz in Salurn und zieht dann mit den Eltern nach Bozen. Nach dem Abitur Umzug nach Berlin. Studium an der Universität der Künste. Gründet mit Bettina Munzer und Tobias Hoheisel die Wohn-Atelier-Gemeinschaft Mehringdamm80. Macht sich 1983 zusammen mit Joachim Szymczak mit einem großen Kunstprojekt in 8 Berliner Bahnhöfen einen Namen in der Berliner Kunst-Szene. 1984 Umzug nach Rom. Seither ununterbrochene malerische Tätigkeit und Ausstellungen im In- und Ausland. (Rom, Paris, Mailand, Pescara, Bozen, Berlin, Nimes, Lyon, Köln, Bonn u.a.) Nimmt an verschiedenen internationalen Kollektivausstellungen teil. (Biennale, Triennale Internazionale di Arte Sacra u.a.) Gewinnt mittels „Concorso Nazionale per Esami e Titoli“ 1992 den Lehrstuhl für Decorazione an der Accademia di Belle Arti Bologna. Seit 1994 zudem Gast-Dozentur an der Universität der Künste Berlin. Erarbeitet mit Studentengruppen zahlreiche Kunst am Bau-Projekte und gewinnt mehrere Wettbewerbe im In- und Ausland. Arbeitet seit 2000 vor-

wiegend mit der Galerie Studio Mazzoli Modena und mit der Goethe-Galerie Bozen. Seit 2004 Lehrstuhl in Rom.

m.dorigatti@tiscali.it

Judith Unterholzner, geboren 1986 in Bozen. Nach dem Abitur am Realgymnasium Bozen Studium von Wirtschaft & Management an der Freien Universität Bozen. Lebt in Terlan und arbeitet in der Weinwirtschaft. Ab 2002 Mitglied der Volkstanzgruppe Terlan und seit dem Jahre 2009 auch im Vorstand der Arbeitsgemeinschaft Volkstanz in Südtirol als Landespressereferentin tätig. Verfasserin der Festschrift „50 Jahre Arbeitsgemeinschaft Volkstanz in Südtirol“ sowie der Jubiläumsbroschüre „40 Jahre Volkstanzgruppe Terlan“. Teilnahme an mehreren Ausgaben der Europeade, dem größten Volkstanz- und Volkskulturfestival Europas, und seit 2009 auch im Internationalen Europeade Komitee als Vertreterin Südtirols aktiv. Mitglied des Lokalen Organisationskomitees der 47. Europeade 2010 in Bozen.

judith.unterholzner@hotmail.com

Autorinnen:

Maria E. Brunner, in Pflersch/ Südtirol geboren, lebt in München. Sie lehrte sieben Jahre in Kalabrien und auf Sizilien. Schriftstellerin und Professorin für deutsche Literatur. Bei Folio erschien: „Berge Meere Menschen“, 2005. ORF Bestenliste 1/2005; Platz 4. „Was wissen die Katzen von Pantelleria“, 2007, ORF Bestenliste 8/2006, Platz 3. „Indien. Ein Geruch“, 2008. Übersetzerin der Trilogie von V. Consolo „Bei Nacht von Haus zu Haus“, „Retablo“ und „Palermo. Der Schmerz“, Folio Verlag.

elisabrunn@aol.com

Esther Mitterstieler

1) Matura am Humanistischen Gymnasium in Bozen **2)** Studium der Zeitgeschichte und Philosophie (lettere e filosofia) in Bologna, Abschluss mit Auszeichnung **3)** Wirtschaftsredakteurin/stellvertretende Ressortleiterin Wirtschaft bei „Dolomiten“ in Bozen, Moderation des Pressepiegels der „RAI“ **4)** Ausbildung/Mitarbeit bei „Il sole-24ore“ in Mailand **5)** Wirtschaftsredakteurin bei „Der Standard“, Korrespondentin der deutschen „Börsen-Zeitung“ aus Wien, Moderation „nt-v“ aus Wien **6)** Mitarbeit „profil“, „trend“ und „DM Euro“ **7)** Kundenberaterin bei Scholdan & Company **8)** stellvertretende Chefredakteurin „medianet“ und Koordination „Anlage & Vorsorge“ im Business People **9)** Chefreporterin WirtschaftsBlatt, Wien **10)** stellvertretende Chefredakteurin WirtschaftsBlatt, Wien

esther.mitterstieler@wirtschaftsblatt.at

Fotos:

Caroline Renzler, 1982 in Bruneck geboren, 2003 - 2008 Studium an der Fachhochschule Joanneum in Graz - Informationsdesign, Spezialisierung in Kommunikations- und Ausstellungsdesign, Diplom mit Auszeichnung. Lebt und arbeitet seit 2009 als selbstständige Grafik-/Informationsdesignerin in Taisten/Welsberg, darüber hinaus fotografische Arbeiten, gerne mit unterschiedlichen Mitteln aus dem analogen und digitalen Bereich. 2007 2. Platz Durst

Foto-Grafik-Wettbewerb zum Thema Brücke, 2010 1. Platz Fotowettbewerb 125 Jahre Amt für Wildbachverbauung.

info@graficbuero.it

Die Interviews führten:

Alexandra Aschbacher studierte in Innsbruck und Freiburg im Breisgau Geschichte und Germanistik. Nach mehreren Archivierungsprojekten beim Südtiroler Landesarchiv, begann sie bei der Tageszeitung „Südtirol 24h“ des ff Media Verlages ihre journalistische Arbeit. Nachdem diese eingestellt werden musste, arbeitet sie als Redakteurin des Südtiroler Wochenmagazins ff.

alexaschbacher@hotmail.com

Susanne Maria Barta, geboren 1967 in Innsbruck, lebt seit 1995 in Bozen. Studium der Rechtswissenschaften in Innsbruck und Wien. 2007 Master für Coaching und lösungsorientiertes Management an der PEF, Privatuniversität für Management, Wien. Gestalterin und Moderatorin der wöchentlichen Radiokultursendung „studio 3“ im RAI-Sender Bozen; Mitarbeiterin der Fernsehsendung „Kulturzeit“ im RAI-Sender Bozen; Konzept und Redaktion der Frauenkulturzeitschrift alpenrosen; Publizistin, Moderatorin, Coach.

s.barta@tin.it

Heidi Hintner, geboren 1968 in Bozen, Studium der Germanistik, lebt und arbeitet in Bozen als Lehrerin und Direktorin des Pädagogischen Gymnasiums Bozen. Mitfrau von Alchemilla und dort im Redaktionsteam des Alchemilla-Frauenkalenders, Gründerin und Mitfrau der Frauengruppe „Tanna – Eigenmächtige Frauen - donne tenaci - eiles liedies“, Mitherausgeberin des zweisprachigen Frauenbiographiebuches „Frauen der Grenze – donne di frontiera“ mit Luise F. Pusch und Donatella Trevisan, gestaltet seit vielen Jahren Radiobeiträge im RAI-Sender Bozen und ist viel und gern auf Reisen. **heidi.hintner@alice.it**

Renate Mumelter, 1954 in Bozen geboren, Studium der Germanistik, Vorsitzende der Südtiroler Hochschülerschaft (1976), Unterrichtet an Mittel-, Oberschulen und Universität, seit der Oberschulzeit publizistische Arbeit (u.a. RAI Sender Bozen, Kulturzeitschrift Sturzflüge, Filmkritik in der Wochenzeitung FF, Neue Südtiroler Tageszeitung), Mitbegründerin der Filmschule Zelig, Journalistin beim Deutschen Blatt des Alto Adige (1989-1996), seither im Presseamt der Stadt Bozen, Redaktion der Bozner „FrauenStadtGeschichte(n)“ (Folio Verlag). 2010 ist „Contro Corrente. Das Deutsche Blatt im Alto Adige“ Edition Raetia (Bozen) erschienen, das Eva Klein, Renate Mumelter und Günther Pallaver verfasst haben. Derzeit Vorsitzende des KulturForumCultura, einer Plattform, die Lobbying für Kultur und für eine offene Kulturpolitik zum Ziel hat. Gemeinsam mit Sabine Gruber verwaltet sie den literarischen Nachlass der Schriftstellerin Anita Pichler. Mit Sabine Gruber Herausgeberin von: „Es wird nie mehr Vogelbeersommer sein ... In memoriam Anita Pichler (1948-1997)“ (1998), „Das Herz, das ich meine. Essays zu Anita Pichler“ (2002).

rmumelter@libero.it

Margit Oberhammer, geboren 1952 in Toblach/Südtirol, lebt in Bozen als Mitarbeiterin der Freien Universität Bozen, Kulturpublizistin und Kritikerin für verschiedene Medien. Veröffentlichungen in Zei-

tungen und Zeitschriften. Herausgeberin der Anthologie „Wortkörper“. **maroberhammer@hotmail.com**

Nina Schröder, geboren 1961 in Einbeck (D), wuchs in Berlin auf. Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und Politik in München und Berlin. Lebte eine zeitlang in Turin und absolvierte die Journalistenprüfung in Rom. Arbeitet für Printmedien, Fernsehen und Radio mit Schwerpunkt im Bereich des Kulturjournalismus. Derzeit lebt sie mit Mann und Sohn als freie Journalistin in Bruneck. Seit 2000 arbeitet sie verstärkt für den RAI Sender Bozen, Radio. Seit 2005 ist sie künstlerische Leiterin des Integrierten KunstAteliers, kurz IKA genannt, in Bruneck, eine Initiative des Weiterbildungsvereins GRAIN. 1988-1993 Redakteurin der „FF – Südtiroler Wochenzeitung“. 1993-1996 Redakteurin beim „Südtirol-Profil“. 1998: „Hitlers unbeugsame Gegnerinnen. Frauenaufstand in der Rosenstraße.“ Hist. Sachbuch. München: Heyne Verlag. (Zweitaufgabe 2003; Übersetzungen ins Italienische und Schwedische) 1999-2003: Mitverfasserin von „Das 20. Jahrhundert in Südtirol“, Hist. Sachbuch. Bozen: Edition Raetia, 1999-2003. 2001-2008: Herausgeberin des Informationsfalters des Südtiroler Landesbeirates für Chancengleichheit „Eres - Frauen Info donne“ 2007: Ausstellungs-Kuratorin Schloss Tirol: Margarete Mautasch; Publikation zur Ausstellung: Margarete – Geschichte einer Dämonisierung; Merian Reiseführer Südtirol, München 2007.

nina.schroeder@cheapnet.it;

alpenrosen 08

Edith Moroder (Text)

Eva Klein

Manuela Kerer

Frida Parmeggiani

Debora Scaperrotta

Erika Wimmer

Sissa Micheli

Margareth Obexer (Text)

Edith Eisenstecken/Evi Oberkofler

Schwester Klara Rieder

Veronika Gröber

Rut Bernardi

alpenrosen 10

Tizza Covi

Elisabeth Flunger

Martina Drechsel

Ulrike Kindl (Text)

Waltraud Staudacher

Ingrid Canins

Alma Vallazza

Lydia Ninz (Text)

Linda Wolfsgruber

Notburga Schenk

Federica Pallaver

Verena Winkler

alpenrosen 09

Esther Stocker

Sabine Gruber (Text)

Sylvia Pichler

Anna Maria Grandi Müller

Roberta Dapunt

Sabine Folie

Isolde von Mersi (Text)

Ingeborg Bauer Polo

Gerti Drassl

Veronika Riz

Cäcilia Perkmann

Heidi Gronauer

alpenrosen 11

Gabriela Oberkofler

Bettina Galvagni

Carmen Tartarotti

Esther Mitterstieler (Text)

Anna Wielander-Platzgummer

Ina Tartler

Anna Quinz/Kunigunde Weissenegger

Maria E. Brunner (Text)

Renate Kokot

Laura Tabarelli

Margareth Dorigatti

Judith Unterholzner



